Edward H. Sehrt

Zur Geschichte der westgermanischen Konjunktion Und







Fichte sagt in den „Reden an die deutsche Nation": „Unter den einzelnen und besonderen Mitteln, den deutschen Geist zu heben, würde es ein sehr kräftiges sein, **wenn wir eine begeisternde Geschichte der Deutschen hätten.** Nur müßte eine solche Geschichte **nicht etwa chronikenmäßig** die Taten und Ereignisse aufzählen, sondern sie müßte uns **wunderbar ergreifend** und ohne unser eigenes Zutun oder klares Bewußtsein mitten hineinversetzen in das Leben, so daß wir selbst mitzugehen, zu stehen, zu beschließen, zu handeln schienen. Außer den historischen Kenntnissen würde ein solches Werk auch noch ein hohes Maß philosophischen Geistes erfordern, **der sich aber nicht zur Schau ausstellen darf, vor allem aber ein treues und liebendes Gemüt."**

Richard Kabisch, eine im innersten Kern Fichte verwandte Natur, hat kurz vor Ausbruch des Krieges ein solches deutsches Volksbuch vollendet, aus welchem Sachkunde, Verständnis für die Bedürfnisse des Volkes, hohe sittliche Bildung, eine auch den sprödesten Stoff anschaulich gestaltende Phantasie und heiße Liebe zum Vaterlande hervorleuchten. Dann ist dieser Mann des Willens zum Leiden und zur Tat [1]), getreu seinen Idealen, 46jährig, hinausgezogen und hat an der Spitze seines Zuges in Flandern am 30. Oktober 1914 den Tod auf dem Felde der Ehre gefunden.

Wenn Kabisch erzählt, so will er nicht das Gedächtnis der Leser mit Namen und Daten anfüllen, sondern **er will begeistern, Geschichte erleben lassen,** er will Verständnis für die Bedeutung und das Werden des Staates und seiner Einrichtungen wecken und damit **unerschütterliche Staatsgesinnung.** Man kann garnicht natürlicher und fesselnder in die „Bürgerkunde" eingeführt werden, deren **innerliche** Aneignung für das Miterleben der Gegenwart und für den herrlichen Neubau unseres Reiches nach dem Weltkriege so wichtig ist.

Der Maler **Hans Kohlschein** unterstützt die lebendige Darstellung Kabischs auf das Beste. Wie dort alles Bewegung ist, so auch in den Bildern. Leiber an Leiber drängen den Römerwall herauf, schwerfällig wälzt sich die „faule Grete" durchs Land, hastig versteckt Friedrich der Große sein Flötenzeug vor dem ihn überraschenden Vater. Keck wird der Augenblick vom Künstler festgehalten.

Diese Deutsche Geschichte ist geschrieben für Knaben und Mädchen an höheren Schulen im Alter von 10—12 Jahren, für Volks-, Gewerbe- und Handelsschüler von 12—16 Jahren, und dann für diejenigen unserer Volksgenossen, die einer einfachen, lebensprühenden Darstellung des Stoffes bedürfen, um ihn in sich aufnehmen zu können. Darum sollte sie **in Arbeiter-, Volks- und Schüler-Bibliotheken** aller Schulgattungen, bei der Jugendpflege und Jugendwehr Eingang finden. **Vor allem aber gehört das Buch in die Familie.** Wenn die Mutter daraus vorliest, wird sie gespannte Zuhörer haben. Ja, wie uns manche Mutter versichert hat, hat sie selbst aus diesen Vorleseabenden erst das innere Verständnis für die Zusammenhänge der Tatsachen, für den Sinn in der Geschichte erhalten.

---

[1]) So hat Richard Kabisch die beiden ersten Kapitel seines Erziehungsbuches „Das neue Geschlecht" überschrieben: Der Wille zum Leiden — Der Wille zur Tat.

☞ **Urteile mit noch näherer Kennzeichnung dieser wahrhaft volkstümlichen Geschichtserzählung sind auf den inneren Seiten des Prospekts abgedruckt.**



Kaiser Wilhelm II. im Kriegsauto unter den ihn umjubelnden Truppen.

(Abbildung aus R. Kabisch, Deutsche Geschichte.)

Der Zukunft unseres Volkes!

Das neue Geschlecht

Ein Erziehungsbuch

von

Richard Kabisch

Weil. Regierungs- und Schulrat in Düsseldorf

VI, 500 Seiten. Preis gebunden 5,60 Mk.

Aus dem Inhalt:

Der Wille zur Tat. – **Einer und Alle.** – **Freiheit und Zucht in der Wiege.** – **Die Körperpflege am Kinde.** – **Das Kind im Spiel.** – **Die Pflege des Willens** (Pflegen, nicht unterdrücken. – Güte und Heiterkeit als Grundton der Erziehung. – Widerspenstigkeit und Prügel. – „Ganz ohne geht es nicht." – Die Strafe an der Ehre. – Überspannung durch Ehrgeiz). – **Frühe Geistesnahrung.** – **Das Kind und Gott.** – **Die Schule als Bildungsanstalt** (Umfassende und einseitige Bildung. – Was Bildung ist. – Die Gefahren der Hauserziehung. – Klassengeist in der Jugend; bedenkliche Privatschulen. – Die Schule eine Schaubühne des Lebens). – **Grundfragen des Schullebens.** – **Der Bildungsweg im Grunde** (Buchbildung in der Volksschule. – Die Vergötterung der Rechtschreibung. – Schlagt die Buchsprache tot). – **Der Bildungsweg auf den Höhen** (Griechisch im Gymnasium nicht Sprache, sondern Leben. – Die lateinische Welt. – Deutschtum als Band für alle.) – **Die Erziehung des Geschlechtslebens** (Rüstet zur rechten Zeit. – Aufklärungsarbeit. – Kühl und heiter. – Das Gesinde. – [illegible] und für den herrlichen [illegible] Der Storch und die Geburt des Menschen. – Die entscheidende Aussprache). – **Geselligkeit.** – **Die Erziehung zum Staatsbürger** (Was Staatsgesinnung ist. – Die Erziehung zum Familiensinn, zum Gemeinsinn, zum Staatssinn. – Lebendige Geschichte). – **Die Berufswahl** (Berufsvererbung. – Was ist das Feinste? – Der Mensch lebt von seiner Tat. – Was wird der Beruf bringen? Der Künstler. – Der Schauspieler. – Der Beruf der Frau).

Gen.-Anzeiger f. Stettin u. d. Prov. Posen, 1914, 316: „Unsere ernste große Zeit fordert ein Geschlecht, das kraftvoll ist zur Tat und auch stark, wenn es sein soll, um standzuhalten in schweren Zeiten. **Zur Heranbildung eines solchen „neuen Geschlechtes" will das Erziehungsbuch von Kabisch helfen,** wie es in den Schlußworten zusammenfassend heißt:

> **„Gesund und stark wollen wir das neue Geschlecht – nicht weltverloren; nicht verloren aus der Welt, aber auch nicht verloren an die Welt – Unverzagt, tatenwillig, das Leidbestimmte dem Leid dahingebend, immer aufwärts, sieghaft empor: Heil dir, neues Geschlecht."**

Wir können getrost in die Zukunft blicken, wenn ein solches Geschlecht heranwächst, wie Kabisch es vor Augen gehabt hat, der selbst als 46 Jahre alter Mann, als Kriegsfreiwilliger in den Kampf ziehend, mit seinem Opfertod sein **Lebensideal** besiegelt hat."

Deutsche Schule, 1914, 4: „Es bleibt eine Unterlassungssünde, daß nicht längst eine Besprechung gedruckt ward mit dem Imperativ: **Ihr müßt dies Buch lesen! . . . Es ist ein universelles Buch,** das den Begriff und den Wirkungsbereich der Erziehung viel weiter faßt, als etwa ein Lehrbuch der Pädagogik es tut. **Es ist ein durchaus persönliches Buch,** das nicht darauf ausgeht, zu berichten, was Andere über Erziehung gedacht, gesagt, geschrieben haben (nur gelegentlich setzt

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Richard Kabisch

Ferner sind in unserem Verlage von ihm erschienen:

Wie lehren wir Religion? Versuch einer Methodik des evang. Rel.-Unt. für alle Schulen, auf psychologischer Grundlage. **3. Auflage 1913.** (2. Aufl. 1912. — 1. Aufl. 1910.) Geh. 5,40 Mk., Lwd. 6 Mk.

Oberlehrer Lic. **Schuster** in der **Theol. Rundschau** 1912, H. 12: „K. zeigt eine auf reicher Erfahrung und liebevoller Durchdenkung beruhende Kenntnis der jugendlichen Seele und der jugendlichen Frömmigkeit. Je weiter ich deshalb in seinem Buche las, um so mehr schwanden jene Bedenken, um so lebhafter und wärmer wurde meine Bewunderung für das Buch und für den Mann. **Wenn ich mich frage, worin seine Eigenart und sein Charisma beruht, so ist es wohl dieses: K. vereinigt aufs innigste zwei verschiedene Eigenschaften und Fähigkeiten, klares wissenschaftliches Denken** (und eine umfangreiche wissenschaftliche Kenntnis) **mit einer köstlichen Frische, Wärme und Innigkeit des Empfindens.** Dazu kommt endlich, wie das ganze Buch, vor allem aber eine Reihe von Lehrbeispielen beweisen, eine seltene Fähigkeit künstlerischer Gestaltungskraft."

Erziehender Geschichtsunterricht. Versuch einer preußisch-deutschen Staatsgeschichte für Volksschulen. **2. verbesserte Auflage. 5.–8. Tausend.** 1913. Geb. 6,50 Mk.

Etwa 7000 Exemplare in 2 Jahren verkauft.

Religionsbuch für evang. Lehrer- u. Lehrerinnen-Seminare u. Präparandenanstalten.

I. Teil: **Lehrbuch des Unterrichts im Alten Testament. 17.–19. Tsd. 6. unveränderte Auflage 1913.**
- 1. Abt.: **Biblische Geschichte des A. T.** geb. 1,60 Mk.
- 2. Abt.: **Bibelkunde des A. T.** geb. 1,40 Mk.

II. Teil: **Lehrbuch des Unterrichts im Neuen Testament.** 7. verbesserte Auflage. **19.–22. Tsd. 1914.** geb. 3 Mk.

III. Teil: **Christliche Glaubens- und Sittenlehre.** 3. Auflage. **6.–8. Tsd. 1910.** geb. 2,30 Mk.

Das vierte Buch Esra auf seine Quellen untersucht. 1889. 4 Mk.

Die Eschatologie des Paulus in ihren Zusammenhängen mit dem Gesamtbegriff des Paulinismus. 1893. gr. 8°. 8 Mk.

Die Evangelien des christlichen Kirchenjahres für Volksschullehrer, Präparanden und Seminaristen schulmäßig erläutert. **4. verb. Auflage 1915.** 1,80 Mk.; geb. 2,20 Mk.

Die Episteln des christlichen Kirchenjahres. Für den Gebrauch an Schulen und zur häuslichen Erbauung in Andachten ausgelegt. 1896. 1,80 Mk., geb. 2,40 Mk.

Die „**Episteln, schulmäßig erläutert**", sind vergriffen und erscheinen nicht wieder.

Das Gewissen, sein Ursprung und seine Pflege. 1906. Kart. 1 Mk.

Gedruckt bei Hubert & Co., G. m. b. H. in Göttingen

sich der Verfasser mit fremden Ansichten auseinander), sondern Gedanken zum Ausdruck bringt, die das Leben, die innere und die äußere Erfahrung in seinem Urheber haben reifen lassen. **Es ist ein lebensvolles Buch**, das sich weit abhält von trockenen logisch-systematischen Untersuchungen und Schlußreihen. **Es ist das Buch eines mit prophetischem Tief- und Fernblick begabten Mannes**, der die Leiden der Zeit kennt und ihre Ursachen, und der sie heilen möchte durch eine gesunde Willenserziehung in Haus und Schule wie in den sozialen staatlichen und religiösen Gemeinschaften. **Es ist darum ein Buch nicht nur für den pädagogischen Fachmann, sondern für jeden deutschen Mann und für jede deutsche Frau**, die sich rüsten möchten für ihren Anteil an der Aufgabe, das neue Geschlecht heranzubilden, „das über unsern Gräbern wandeln wird und selig sein und weinen", und von dem wir wünschen, daß es eine höhere Stufe in der Aufwärtsentwicklung der Menschheit erklimmen möchte als unserm Geschlecht beschieden war."

Prof. **Matthes** in **Deutsch-Evangelisch**, 1913, 10: „Kabisch's ‚neues Geschlecht' ist **ein rechtes Hausbuch; ihm gebührt der Platz neben dem Gesundheitsbuch.** Wie dieses Buch in der Beratung der Kinderpflege gilt, so gibt sein Buch die rechten Ziele und gute Wegweisung in allen Fragen der Lebensführung und Lebensleitung der Jugend. Viel Schaden und Herzeleid wäre schon verhütet worden, wenn Kabischs Ratschläge bekannt und beachtet worden wären."

Deutscher Merkur, 1913, Nr. 17: „Wer **‚Das Jahrhundert des Kindes'** gelesen hat, der muß nun auch zu Kabisch greifen, denn **dieser überwindet jenes seinerzeit gewiß notwendige Schlagwort** vom Rechte des Kindes durch die Parole vom ‚Reiche Gottes' im Menschen und in der Erziehung. ‚Aufwachen zur Tat, in der Zeit zur Ewigkeit erwachen, vielleicht ergreifen wir darin den Zweck des Lebens'. ‚Das neue Geschlecht' von Kabisch ist so recht ein Buch für Menschen."

Die Furche, Akad. Monatsschr. f. christl. Leben, 1913, H. 7: „Auf zwei grundlegenden Abschnitten: dem Willen zur Tat und dem Willen zum Leiden baut sich das Ganze **in sprudelnder Lebendigkeit und Anschaulichkeit auf, einen unerschöpflichen Reichtum an Anregungen**, Gesichtspunkten, Winken, Erkenntnissen und Einblicken in Kinderherz und Menschenleben ausschüttend. Der merkwürdig geschlossene, einheitliche Zug durch die Fülle des Mannigfaltigsten hindurch fällt dem Leser, im Gegensatz zu vielen anderen ähnlichen Werken direkt auf. **Es ist, als wär's in einem Zug aus dem Vaterherzen hingeschrieben."**

Gottes Heimkehr. Die Geschichte eines Glaubens. Ein Roman von **R. Kabisch.** 2. durchgesehene Auflage. 3. u. 4. Tsd. Lnbd. 4,80 Mk.

„Gottes Heimkehr" behandelt ein für unsere Zeit typisches Lebensschicksal: Timm hat den Gott seiner Kindheit in den kritischen Jünglingsjahren verloren. Er bemüht sich, in Philosophie und Naturwissenschaft Erlösung vom Zweifel zu finden, was ihm scheinbar gelingt. Als Jurist macht er Karriere, ist glücklicher Gatte und Vater und gewinnt eine angesehene gesellschaftliche Stellung. Ein tief in sein inneres Leben eingreifendes Ereignis zeigt ihm aber sein nichtiges Innere, läßt ihn zusammenbrechen und bringt ihn der Verzweiflung nahe. Da erst kann Ereignis werden, was der Titel des Buches ausspricht.

Das alles wird in fein abgestimmten Bildern erzählt, deren Ganzes eine echt dichterische Einheit bildet. Reiche Gedanken geben dem Buche Gehalt. Die Milieu-Schilderung schwebt nicht im blauen Irgendwo, sondern zeigt kräftiges, pommersches Kolorit.

Der Tag: „Das Buch ist ein Erbauungsbuch eigener Art. Der Verfasser nimmt einen an die Hand und führt einen in die Herzenstiefen seines Helden hinein, und wer mit ihm geht, muß sich mit diesem unwillkürlich vergleichen und sucht dann wohl auch, ob er Gott findet in Wahrheit, Gesetz und Liebe."

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Hesperia
Schriften zur germanischen Philologie
herausgegeben von Hermann Collitz und Henry Wood
Professoren an der Johns Hopkins University in Baltimore
Nr. 8

Zur Geschichte der westgermanischen Konjunktion *Und*

von

Edward H. Sehrt
Instructor in Delaware College

Mit einer Karte



Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht
1916
Baltimore: The Johns Hopkins Press

Landkarte siehe S. 53.

Gedruckt bei Hubert & Co., G. m. b. H. in Göttingen.

I. Entwicklung der Konjunktion **andi* im Gemeingermanischen.

Bei der Untersuchung der Entwicklung und Verbreitung der mannigfachen Formen dieser Konjunktion im Althoch- und Altniederdeutschen beabsichtigt der Verfasser vorzugsweise ein Kriterium zur Unterscheidung der verschiedenen Dialekte zu gewinnen.

Man findet in fast allen Grammatiken[1]) die Formen ziemlich bunt durcheinander geworfen, ohne einen ernstlichen Versuch, sie nach ihrem zeitlichen und örtlichen Auftreten streng zu sondern oder ihrer Entstehung nach zu erklären. Das kommt wohl daher, daß dieselbe Handschrift sehr oft mehrere Formen aufweist, und zwar anscheinend auf ganz willkürliche Weise. Z. B. *anti* (1) neben *enti* (3) im Hildebrandslied; oder *indi, inti* (7), *enti* (10) in der Benedictinerregel. Diese Unregelmäßigkeiten beruhen, wie später gezeigt werden wird, manchmal auf Beibehaltung einer altertümlichen Form; in anderen Fällen darauf, daß bei der Übertragung von Werken in einen anderen Dialekt sich Formen einschleichen, die nur dem ursprünglichen Dialekt eigen sind; oder darauf, daß, wie z. B. beim König Rother, dem Autor unbewußt eine aus seiner heimatlichen Mundart entnommene Form entschlüpft. Aber um die fremden Bestandteile eines Denkmals möglichst vollständig auszuscheiden und ein zuverlässiges Ergebnis zu gewinnen, muß man nicht nur diejenigen Denkmäler heranziehen, die einen ziemlich reinen Dialekt zeigen, sondern auch der Geschichte der Handschriften nachgehen. Das ist aber für die altdeutsche Zeit eine schwierige Aufgabe und die Ergebnisse beruhen in nur allzugroßem Umfang auf bloßen Mutmaßungen. Trotzdem glaube ich, daß man auf Grund des vorhandenen Materials zu einigermaßen festen Ergebnissen gelangen kann.

Um einen sicheren Ausgangspunkt sowohl für die Entwicklung der Formen wie für die der Bedeutung zu gewinnen, müssen wir die anderen germanischen Sprachen berücksichtigen. Im Gotischen ist bekanntlich

[1]) Ausgenommen etwa Braune, Ahd. Gramm.³ 70, Anm. 2, wo dieser Konjunktion freilich nur wenige Zeilen gewidmet aber wenigstens die Hauptformen zutreffend unterschieden sind.

keine Konjunktion vorhanden, die sich mit der des Westgermanischen (engl. *and,* hochdeutsch *und*) deckt. Im Nordischen, das in vielen anderen Einzelheiten mit dem Gotischen übereinstimmt und sich von den westgermanischen Sprachen unterscheidet, ist auch die Entwicklung dieses Bindeworts unterblieben, obgleich das Nordische ein *enn* ʻaber, noch' aufweist, das an einigen Stellen dem westgermanischen **andi* nahekommt.

Woher kommt nun das Wort, das in fast allen westgermanischen Denkmälern vorhanden ist, und wovon sich dennoch im Gotischen anscheinend keine Spur findet? Nach Kluge[1]) und Torp[2]) ist angelsächsisch und altostfriesisch *and,* altsächsisch *endi,* althochdeutsch *anti, enti, inti* usw. von einer indogermanischen Grundform *n̥thá* = altindisch *átha* ʻweiter, ferner' abzuleiten. Das *i* im Auslaut von *anti, enti, endi* usw. ist nach Torp eine deiktische Partikel *i* wie im griechischen *οὑτοσ-ί*. Auch Kluge betrachtet es „als einen sekundären Zusatz, wahrscheinlich ein neues Kopulativelement (vgl. *jah* aus *ja-h* = latein. *-que*)". Diese Erklärung ist abzulehnen, zunächst weil man für altindisch *ath-* oder *adh-* ein *und-* im Germanischen erwarten würde (vgl. *adhara* = *undar*; *baddhas (*badh-tas)* = got. *bundans*). Auf Grund dieses *n̥thá* = gemeingermanisch *und-* wären also Formen mit anlautendem *a* wie *and, anti* usw. nicht zu erklären. Zweitens ist die Annahme einer solchen deiktischen Partikel im Germanischen sehr bedenklich. Jedenfalls läßt sich kein paralleles Beispiel zu griechisch *οὑτοσί* finden, denn gotisch *-ei* (z. B. *þat-ei*) wird nur in relativem Sinne gebraucht.

Eher läßt sich an altindisch *ánti,* griechisch *ἀντί*[3]), lateinisch *ante*[4]) denken. Diese Ansicht, obgleich von vielen gebilligt, bedarf zunächst noch weiterer Prüfung. Abgesehen von einer Bedeutungsschwierigkeit, die ich gleich zu beseitigen hoffe, liegt eine scheinbare lautliche vor. Altindisch *ánti,* latein. *ante* hätte nach Grimms Gesetz zu **anþi* werden sollen, wie got. *munþs* < lat. *mentum*; *tunþus* < *dens, dentis*; *anþar* < altindisch *ántaras*; *swinþs* < indogerm. **su̯ent* usw. Im Angelsächsischen, Altostfriesischen und Altsächsischen (Heliand u. Genesis) wäre dann das *n* vor *þ* weggefallen (ags. *mûð, tôð, ôðer, swîð*). Der Akzent aber ruhte im Urgermanischen wahrscheinlich wie im griechischen *ἀντί*[5]) auf

[1]) Paul u. Braunes Beiträge X 444.

[2]) Fick, Vergl. Wörterbuch d. indog. Sprachen III 14.

[3]) Prellwitz, Griech. Wörterbuch, Erste Auflage, S. 25.

[4]) Walde, Latein. Wörterbuch, 2. Aufl., S. 47.

[5]) Vgl. hierzu das griech. *μετά*, das im Westgerm zu *mid* wird. Über das *þ* in got. *miþ* vgl. Braune, Got. Gramm. S. 37 § 74. Altnord. *enn* aus *andi* entstanden? Vgl. Noreen, Gramm.³ § 307, 2b.

der letzten Silbe, und daher ist nach Verners Gesetz das *t* zu *d* verschoben; vgl. got. *ana-minds, ga-munds* < lat. *mens, mentis,* aind. *matíḥ,* idg. **m̥tí-s*; got. *hunda-* < lat. *centum,* aind. *çatám,* idg. **k̑n̥-tóm*, got. *winds* < lat. *ventus,* idg. **u̯entós*; got. *kindins* < lat. *gens, gentis*; got. *hunds* aus **k̑u̯n̥-tó*.

Eine weitere Stütze für die Annahme, daß das griechische *ἀντί* die ursprüngliche Betonung bewahrt habe, sehe ich in dem Ergebnis von Benfeys Untersuchungen über die ursprüngliche Betonung der griechischen Präpositionen[1]). Er sagt: „Im allgemeinen ist nicht der Akzent als ursprünglich zu betrachten, welchen die Präposition hat, wenn sie vor dem von ihr bestimmten Kasus steht, sondern vielmehr derjenige, welchen sie hat, wenn sie hinter demselben erscheint .... Seite 183 .... *ἀντί* erscheint hinter seinem Kasus oxytoniert, während es im Sanskrit paroxytoniert ist und *ánti* lautet, also eigentlich an dieser Stelle wie *ἄπο* usw. *ἄντι* akzentuiert sein müßte. Wenn aber *anti* auf einem zusammengesetzten Pronominalstamm beruht, etwa *an-ta* (für *a-na-ta*), dann wäre nach der sogleich folgenden ersten Erklärung des Verhältnisses von griech. *ἀνά* zu sanskr. *anu* die Oxytonierung die ursprüngliche Akzentuation gewesen und die Anastrophe würde mit Recht fehlen". In bezug auf Letzteres kann ich ihm aber nicht beistimmen, denn ich halte *ἀντί*[2]) für eine Lokativform eines Stammes **ant-* 'Stirn'. (Westgerm. *Endi* 'Ende' ist eine *ja*-Erweiterung und formantisch dem griech. *ἀντίος,* latein. *antiae* gleich[3].) Die Oxytonierung wäre dann sowohl im Sanskrit wie im Griechischen regelrecht. Der Akzent des aind. *ánti* ist also sekundär, vielleicht durch Analogie der anderen Präpositionen wie *áti, ádhi, ápi, upári, pári, práti* bewirkt.

Das *i* im Auslaut ist dann regelrecht im Germanischen geschwunden (got. ags. altfries. *and*). Im Ahd. und Altsächs. ist das *i* in *anti, enti, endi* usw. entweder aus einer früher vorhandenen Komposition (**andi* + Nomen) wie *umbi-hwarf, furi-burt, miti-gaburt* auf die Präposition **and-*[4]) übertragen, oder es wurde einfach nach Analogie von *umbi, furi, miti* gebildet. Für erstere Annahme könnte man auf *ubiri* und *untiri* verweisen, die wie *endi* auch nicht mehr in der

---

[1]) Nachrichten v. d. k. Ges. d. Wissensch. Göttingen, 1878, S. 177 = Vedica u. Linguistica (Straßb. 1880), S. 102.

[2]) Walde, Lat.-Etymol. Wörterbuch, S. 47.

[3]) Brugmann, Kurze vergl. indogerm. Gramm., S. 328.

[4]) Darf man etwa das **andi* direkt auf **anti-on* (griech. *ἀντιον, ἐναντιον*) zurückführen?

Komposition belegt sind (vgl. Joh. Schmidt, Kuhns Zeitschrift XXVI, 20ff.). Ebenfalls findet sie eine Bestätigung in dem 5mal belegten angelsächsischen (anglischen) *end*[1]). Diese Form ist in der Komposition aus **andi* wie *ymb*[2]) aus *umbi* entstanden. Das *i* ist dann, nachdem es Umlaut hervorgerufen hat, abgefallen, wie es auch sonst bei langsilbigen *i*-Stämmen in der Komposition die Regel war; vgl. *brŷd-guma dryht-bearn, dǣd-fruma* usw. Dieses *end* war als selbständiges Wort nur eine Zeitlang im Gebrauch, denn es hat sich gegenüber dem überwiegenden *and* als Präfix und Präposition nicht behaupten können. Das *end* in den späten Überlieferungen mag nur eine ungenaue Schreibung für einen zwischen *a* und *e* schwankenden Laut sein; vgl. die heute vielfach übliche Aussprache des *and* = *ënd*. So möchte ich das *end* in der Hatton Hs. der Evangelien (hrsg. v. Skeat) erklären. Das ein paarmal belegte *end* 'formerly' als Adverb ist nicht hierher zu ziehen. Es ist wie das altnordische *endr* aus got. *andiz (-uh)* entstanden.

Der Übergang von der Präposition zur Konjunktion war gegeben, wenn man in der Konstruktion *fadar and sunu* 'Vater auf Sohn', oder 'Vater nach Sohn' nach dem Muster von *fadar jah sunus* nach *and* den Nominativ einsetzte[3]). Gerade wann aber dieser Übergang stattgefunden hat, ist schwer zu bestimmen, denn außer dem Gotischen ist das Altfriesische der einzige germanische Dialekt, in dem *and* noch als Präposition fungiert, und dieser läßt wegen seiner jungen Überlieferung auf keinen Zeitpunkt schließen. Im Gotischen ist, soviel ich sehen kann, noch keine Spur von einer konjunktionalen Bedeutung von *and* vorhanden. Diese hat sich offenbar erst entwickelt, nachdem eine Ausgleichung zwischen Nominativ und Akkusativ stattgefunden hatte (von dieser Annahme muß man ausgehen, denn im Gotischen wird *and* nur mit dem Akkusativ verbunden). Im Angelsächsischen besteht schon in den ältesten Denkmälern bei den *a- i- u*-Stämmen kein Unterschied mehr zwischen Nominativ und Akkusativ. Mithin war es nach diesem Ausgleich unmöglich, zwischen Nominativ und Akkusativ, Präposition und Konjunktion zu unterscheiden *(fæder and sunu)*. Wie gering der Unterschied zwischen Präposition und Konjunktion manchmal werden kann, zeigt das englische *with*; in dem Satz[4]) 'The passengers with

[1]) Vgl. Chadwick, Trans. of the Cambr. Phil. Society 1899, S. 204.

[2]) In dem auslautenden *e* von *ymbe*, Adverb, wofür J. Schmidt keine Erklärung fand, sehe ich eine mit *wiþere, niþere, ofere* gleichartige Neubildung. Vgl. Cook-Sievers Gramm. § 315.

[3]) Diese Erklärung verdanke ich Herrn Prof. Collitz.

[4]) Century Dictionary, Vol. I 204, unter *'and'*.

all but three of the crew were saved' kann das *with* durch *and* ersetzt werden, ohne die geringste Verletzung der Bedeutung.

Wie das griechische *ἀντί* hat auch das germanische **andi* frühzeitig die ursprüngliche Bedeutung von 'gegen, gegenüber, angesichts' verloren; nur als nominales und verbales Präfix lebt es noch in dieser Bedeutung fort. Vgl. got. *and-waurdi, and-staurran*; altsächsisch *andswaru, andwordian*; angelsächsisch *andsaca, andbita, andbeorma*; altfriesisch *antwordia*; altnordisch *andskoti, androdi, andvaka*; althochdeutsch *antluzzi, antlingen* usw. Dieses Präfix hat sich daneben schon ziemlich früh zu der Bedeutung von *ent-* entwickelt, die heutzutage fast die alleinherrschende ist. *Ant-* im Sinne von 'gegen' ist im Neuhochdeutschen nur in *Antlitz, Antwort,* und *anheischig* aus mhd. *ant-heizec* 'verpflichtet' vorhanden. In 'Handwerk' mhd. *antwerc*[1]) 'machina', altnord. *and-* oder *ann-virki* hat schon früh eine Vermischung mit dem Nomen 'Hand' stattgefunden, nachdem das *and-* seine ursprüngliche Bedeutung von 'gegen' eingebüßt hatte. Die Erklärung der Bedeutung von *ent-* liegt wahrscheinlich in Wörtern wie got. *andabauhts* 'Lösegeld' aus *andbugjan* 'gegen Geld kaufen' d. h. 'freikaufen'. *Andhuljan* deckt sich ganz mit dem nhd. *enthüllen.* Eine merkwürdige Ersetzung des Präfixes *and-* durch *gegen-* findet sich schon sehr früh in *Gegenwart, -wärtig* (altsächsisch *geginwart,* althochdeutsch *geginwert* für got. *and-wairþi*; angels. *andweard*; altsächs. *andward*; althochdeutsch *antwart*).

Einige spärliche Überreste eines adversativen präpositionalen Gebrauches von *and* sind uns leider nur noch im Altfriesischen erhalten. Vgl. Beispiele wie

fara and tha saxinna merka
fara of tha liudgarda and enne otherne
and thene warf branga usw.

wo *and* mit dem Akkusativ verbunden ist.

Die angelsächsischen Beispiele, die unter dieser Rubrik immer angeführt werden, sind, wie Prof. Sievers mir freundlichst zeigte, mindestens sehr zweifelhaft.

Genesis[2]) Z. 2114 – 19.

ne meahton sîðwerod
gûðe spôwan, ac hie god flŷmde
sê ðê æt fechtan mid frumgârum

---

[1]) Vgl. König Rother Z. 5824.

[2]) Grein-Wülker, Bibliothek. d. angelsächs. Poesie, Bd. II, 2. Hälfte, S. 412.

wið ofermægnes egsan sceolde
handum sînum *and* hâlegu trêow
sêo þu wið rodora weard rihte healdest.

'and hâlegu trêow' deutet Dietrich[1]) mit dem Ausdruck *ἀντὶ τῆς πίστεως* 'dem heiligen Vertrage gemäß'. Der Text ist hier sicher verderbt, denn die Zeilen von sê ðê an haben keinen Sinn und die Vermutung, *sceolde* stehe für *scylde*, ist zu gewagt und ergäbe außerdem ein *ἅπαξ λεγόμενον*. Ferner würden wir *hâl(e)ge trêowe* erwarten.

Genesis, Z. 13.

Hæfdon gleam and dream
and heora ordfruman engla þreatas.

Nach Prof. Sievers Meinung ist das *and* hier melodisch unmöglich. Man muß wahrscheinlich, wie er vorschlägt, *æt* statt *and* einsetzen. Vgl. *æt selde* 'vor dem Throne' (Christi Höllenfahrt Z. 297).

Ein drittes Beispiel für *and* cum Accusativo will Dietrich in Daniel[2]) Zeile 53 sehen.

Gesamnode þa sûðan and norðan
Waelhrêow werod *and* west faran
Herige hæðen-cyninga to þaere hêan byrig.

„Er versammelte da von Süd und Nord eine grausame Schar gegen Westen zu fahren." Thorpe und nach ihm Grein verstehen ein Verbum wie *heht* nach dem *and* „und befahl ihnen nach Westen zu fahren". Diese Vermutung von Thorpe wird wohl das Richtige treffen, denn der Satz erfordert unbedingt ein Verbum und *heht* ist dem Sinne nach sehr passend.

Im Altfriesischen entwickelte sich neben dem Begriff 'gegen, auf' in Zusammenhang mit Verben der Bewegung schon früh eine Nebenbedeutung 'mit, in, auf' mit Verben der Ruhe und das *and* wurde infolgedessen mit dem Dativ verbunden[3]).

Ande there saxinna merik wesa.
Hine *ande* sine beke umbe wenda.
And sine scelde moste hi melia tha kenlika crona.

Wiederum sind hier die angelsächsischen Beispiele sehr zweifelhaft. Klage der gefallenen Engel, Z. 42[4]).

Nis nu ende feor
þæt we sceolun ætsomne sûsel þrôwian

---

[1]) Z. f. deutsches Altertum X, 311 ff. [2]) Grein-Wülker, Bd. II, 2. Hälfte, S. 478. [3]) Richthofen, Altfries. Wörterbuch, S. 604. [4]) Grein-Wülker, Bd. II, 2. Hälfte, S. 524.

Wean *and* wergum, nalles wuldres blæd
Habban in heofnum, hêhselda wyn.

Bouterwek schreibt 'mid' anstatt des handschriftlichen *and*. Grein und Dietrich ändern *wergum* zu *wergun* (Akkus.) und betrachten das *and* als Konjunktion. Bosworth-Toller fassen *wergum* als Dativ (wie Bouterwek) nach *and* auf. Vgl. auch die neuen Versuche, wie den von Frings und Unwerth (Beitr. 36, 560), wo *wergum* eine *mi*-Ableitung sein soll, wie *bôsum, mâðum, breahtum, waestum*; und den von Sperber (Beitr. 37, 148), wo *and* durch *an* ersetzt wird: „*wergum* ist dann als Dat. Plural zu *werig* 'verdammt' zu fassen und das Ganze zu übersetzen . . . daß wir alle Pein erdulden sollen, Leiden bei den Verdammten, nicht den Glanz des Lichts im Himmel haben usw. Der Gegensatz zwischen den Qualen der Verdammten und den Freuden des Himmels ist ja das Hauptthema des Gedichts, weshalb 'on wergum' als Kontrast zu 'in heofnum' vortrefflich paßt". Diesen beiden Erklärungen hat Sievers (Beitr. 37, 339) widersprochen; er will aus melodischen Gründen '*and wergum*' in '*ond wœrgu*' bessern. Diese Versuche zeigen alle, daß die Schwierigkeit in dem *and* liegt und wir dürfen demnach die Stelle als verderbt ansehen.

Die anderen Belege, die Bosworth-Toller anführt, sind ganz und gar hinfällig.

Heiligenkalendar, Z. 186[1]).

Swylce wigena tîd
ymb twentig þaes twegra healdað
and fif nihtum samod aetgaedere
on anne dæg.

Die Zeile 'and fif nihtum samod aetgaedere' ist sicher verderbt, da der Stabreim fehlt. Bouterwek setzt zwar der Chronologie halber *seofon* für *fif* ein und stellt damit beiläufig auch den Stabreim wieder her. Aber es fragt sich, ob dadurch die Schwierigkeit gehoben ist. Fox schlug sogar *eahta* vor.

Zeile 211 ist auch metrisch nicht richtig, denn der Stabreim fällt auf das in der Senkung stehende *fan*.

þænne embe eahta niht
and feorwerum þætte *fan* gode
besenctun on sægrund sigefæstne wer
on brime haran, þe iu beorna fela (Hs. felda)
Clementes oft clypiað to þearfe.

---

[1]) Grein-Wülker, Bd. II, S. 242—243.

Man sieht also aus den angeführten Stellen, daß die angebliche Verbindung des *and* mit einem Substantivum im Angelsächsischen bloß auf Verderbnis der Texte beruht, und keineswegs als Beispiel eines ursprünglich üblichen Gebrauchs angesehen werden darf. Das Altfriesische zeigt jedoch deutlich, daß es früher diese Funktion gehabt hat, und man kann recht wohl annehmen, daß sie sich einst über das ganze westgermanische Gebiet erstreckt habe.

Eine sehr ähnliche Entwicklung der Bedeutung hat auch die altarmenische Präposition *ənd*[1]) erfahren. Um die Sache so kurz wie möglich zu erledigen, teile ich hier den Schluß von Fincks Aufsatz über die altarmenische Präposition mit, worin er sie mit dem gotischen *and* vergleicht. Im großen und ganzen treffen seine Ansichten zu, obgleich er keinen Versuch macht, die Entwicklung historisch zu betrachten, sondern sich lediglich auf eine Vergleichung der vorkommenden Ähnlichkeiten beschränkt.

„Danach erscheint *ənd* mit dem Genetiv ganz fraglos als Fortsetzung des indogermanischen **anti* . . . Mit dem Akkusativ entspricht *ənd* in der einen der beiden Grundbedeutungen so genau dem gotischen *and,* daß die gleiche Herkunft kaum bezweifelt werden kann . . . Ob das gotische *and* aber einem idg. **anti* oder **anta* entspricht, läßt sich natürlich auf Grund der Form nicht feststellen. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit für **anti* dürfte sich aber in Hinblick darauf geltend machen lassen, daß die mit dem gotischen Präfix *anda-* in *anda-bauhts* 'Lösegeld', *anda-hafts* 'Antwort' usw. verbundene Bedeutung 'gegen', 'gegenüber' für die Präposition nicht nachweisbar ist. Wenn demgemäß das arm. *ənd* mit dem Akkus. in der Bedeutung 'entlang' dem idg. **anti* gleichzusetzen wäre, so würde für *ənd* in der Bedeutung 'gegen', 'gegenüber' eine andere Form, also wohl ein **anta* vorauszusetzen sein (griech. *ἄντα*), sonst würde dem arm. *ənd* auch im Sinne von 'gegen', 'gegenüber' sicherlich wenigstens hier und da noch ein gotisches *and* entsprechen, was jedoch nicht der Fall ist . . . Ohne Entsprechung im Kreise der verwandten Sprachen stehen *ənd* mit dem Ablativ in der Bedeutung 'zur Seite' und mit dem Lokativ in der Bedeutung 'mit', 'bei' da. Die Bedeutungsentwicklung aus einem 'im Angesicht' erklärt sich jedoch so leicht, daß man unbedenklich für beide Fälle **anti* voraussetzen darf. Ob dabei eine Altertümlichkeit vorliegt oder eine Sonderbildung auf armenischem Gebiet, mag dahingestellt bleiben. Vielleicht

[1]) Kuhns Zeitschrift XXXIX 537 ff.

tut man gut, letzteres anzunehmen, bis sich irgend eine entsprechende Spur auf verwandtem Gebiete findet."

Die Ansicht, daß zwei indogerm. Formen **anti* und **anta* für *and* als Präposition in der Bedeutung 'entlang' und *and(a)* als Präfix in der Bedeutung 'gegen' vorauszusetzen sind, wird sich nach dem obenbesprochenen als unhaltbar erweisen. Das gotische *and* bedeutet nicht nur 'entlang', sondern auch 'über-hin', 'auf-hin', was sicherlich auf eine adversative Bedeutung hinweist. Das Altfriesische liefert Belege genug für *and* mit dem Dativ und Lokativ, die der Bedeutung des armenischen *ənd* sehr nahe kommen.

Obschon, wie oben gesagt, die Konjunktion im Althochdeutschen nicht mehr als Präposition fungiert, fehlt es nicht an Beispielen, wo sie noch die Bedeutung von 'dennoch und dagegen' hat. Vgl. Wessobrunner Gebet:

Do dar niwiht ni was enteo ni wenteo
enti do was der eino almahtico cot.

Über dieses *enti* sagt Koegel[1]): „Ich habe *enti* nicht nur nicht mit Müllenhoff getilgt, sondern ihm sogar den ersten Reimstab gegeben und halte mich dazu durch die Nachweisungen von E. Kölbing, Z. f. d. Phil. 4, 347ff., wo der Gebrauch von *enti* 'den Nachsatz einleitend' als gemeingermanisch erwiesen ist, für vollständig berechtigt; denn dieses *enti* kann ja noch nicht (?) 'und' heißen, sondern es muß der Grundbedeutung 'dagegen', auf die die Vergleichung des griechischen *ἀντί* führt, noch treu geblieben sein".

Ferner Scholten, 'Satzverbindende Partikeln bei Otfried und Tatian'[2]): „Bei Otfried ist diese Verbindung nicht immer rein kopulativ, sondern hat einen adversativen Nebensinn, *inti* 'und dennoch, dagegen'"; z. B. 2, 3, 8; 2, 14, 18:

thaz si ist ekord eina, muater *inti* thiarna.
thu bist iudiisger man, *inti* ih bin thesses thietes.

Ludwigslied 17—18:

sum was luginâri sum skâchâri
sum fol lôses *ind* er gibuozta sih thes.

Bei Notker unterscheidet sich nach Graff[3]) *unde* von *ioh* dadurch, daß dieses nur Verbindung *unde* aber auch Gegensatz anzeigen kann: 'sie in terra *unde* er in coelo'.

---

[1]) Geschichte der deutschen Literatur, Bd. I 273.

[2]) Paul u. Braunes Beiträge XXII 394.

[3]) Ahd. Sprachschatz Bd. I 362.

II. Die ahd. Konjunktion *joh* und got. *jah*.

Diese Beobachtung führt uns folgerecht auf die Frage, was die ursprüngliche Funktion und Bedeutung des *joh* gewesen sein könnte. Man begnügt sich gewöhnlich mit der Annahme, daß diese Form aus dem gotischen *jah* entstanden sei, ohne sich darüber ins Klare zu setzen, wie das got. *a* zu *o* werden kann. Das *h* wird dann selbstverständlich dem *h* in *jah* gleichgestellt, welchem man denselben Ursprung zuschreibt wie dem *h* in *ni-h* (aus *ni-uh*), *nauh* (*nu-uh*) und *auh* (*au-uh*). Aber wie kommt es, daß das *h* in diesen Wörtern im Westgermanischen erhalten geblieben und gerade in *jah* anscheinend verloren gegangen ist, mit einziger Ausnahme des althochdeutschen *joh*, worin aber das schwierige *o* steckt (vgl. angelsächs. *je*, altsächs. *ia*, *gia*, *gie* neben angelsächs. *þéah*, altfries. *thāch*, altsächs. *thōh*)? Das Althochdeutsche gibt uns darüber selbst Auskunft. Das *iâ*, woraus die angelsächsischen und altsächsischen Formen, sogar die gotische[1]), entstanden sind, war auch dem Althochdeutschen geläufig. Es ist ja leider nur aus bayrischen Quellen belegt; das Alemannische und Fränkische hatten es zur Zeit der ersten Denkmäler in dieser einfachen Gestalt schon aufgegeben. Im St. Emmeramer Gebet[2]) kommt *ia* achtmal vor.

Kot almahtîgo, kawerdo mir helfan enti kawizzida mir
iâ furistentida *iâ* gaotan willun saman mit rehten
galaupôn mir fargepan za dînemo dionôste . . . .
In dîno kanâdâ enti in dîno miltidâ, wîho truhtîn,
pifilhu mîn herza *iâ* mînan cadanc *iâ* mînan willun *iâ*
mînan môt *iâ* mînan lîp *iâ* mîniu wort *iâ* mîniu werh.

Glossen[3]) Bd. II 227, 30. 49. 228, 2. 232, 11. 342, 31. 54. 101, 51.

Aurigarum ac strionum = mit reitun furentero *iâ* dero spilaro.
Excessibus = uzkengin *iâ* missatatim.
(abiecta) Convitiorum probra = unwirdida *iâ* dero skeltono itwizza.
Minutas ac tenues voces format = luzzilo *iâ* ciligo lûtit.

---

[1]) In einem Bruchstück der Wiener Alkuinhandschrift steht in lat. Buchstaben geschrieben '*ia chuedant ia chuatun*'. Vgl. aber hierzu Zeile 11, 12 (Streitberg, Got. Bibel S. 475). Ferner Streitberg, Got. Gramm. S. 37: 'Inter eils goticum scapia matzia *ia* drincan'.

[2]) Braune, Lesebuch S. 54 u. 29 resp.

[3]) Steinmeyer-Sievers, Althochdeutsche Glossen, 4 Bde.

Confessio = lop *iâ* pigiht.
Inlecebris = unchuskim *iâ* unurlaupantlih.
Pestem = suht. thiu inzehnit ungalaupa *iâ* ander upil inchristani.

Exhortatio[1]) ca. 810.

In Zeilen 9, 11, 18, 23 steht *iâ* allein:
daz alle farstantan mahtîn *iâ* hucti cahapên.
dera er caheilit scal sîn, *iâ* dera er canesan scal.
iâ der den sînan filleol lêren farsûmit.
wanta iz ist cotes capot *iâ* daz ist unser hêlî *iâ* unsares hêrrin capot.

In Zeile 8 u. 11 *iâ auh:*
za diu daz allêm christânem za galauppenne ist *iâ* ***auh*** simplum za pigehanne.
dera er caheilit scal sîn iâ dera er canesan scal, *iâ* ***auh*** dei wort des fraono capetes, dei der truhtîn selpo za gapete casazta.

Glossen IV 331[9]:
Sed = *iâ auh.*

In Zeile 20 u. 21 ist *iâ auh* zusammengezogen in *iauh:*
de galaupa *iauh* das frôno gapet alleru îlungu îlle calirnên *iauh* dê kalêren.

Ebenfalls in Glossen II 101, [49]. 216, [31]:
Pestem, suht. diu inzechinit ungaloupa *iauh* andar upil.
ac praecipites = *iouh* gaha.
Sive in excelsum supra = *iouh* in himil ûf, aber in Clm. 19440 *ioh* in himil ûf.

Hier finden wir meines Erachtens die Entwicklung des althochdeutschen *ioh*[2]). Das *au* in *iauh* ist vor *h* zu *ǭ* geworden und dann wegen der Unbetontheit zu kurzem *ǫ*. Spuren der nichtkontrahierten Form *iouh* finden sich noch hie und da in späteren bayrischen Denkmälern. Vgl. Otlohs Gebet[3]).

trost . . . aller dero di in dih gloubant *iouh* in dih gidingant.
mîna sunta *iouh* mîna ubila.
durch dînan namon *iouh* durh mîna durfti.
Trohtin, dû gib mir chraft *iouh* dû chunst daro zuo.
gihôrsama *iouh* gidult.

---

[1]) Braune, Lesebuch S. 29.
[2]) Vgl. Seite 12 u. 20. [3]) Braune, Lesebuch S. 76.

mînan gidanchan *iouh* mînemo lîhnamon.
durh dîna ûffart *iouh* durh di gnâda.
dara nâh hilf mir durh die diga sancte Mariun êwiger magidi *iouh* durh die diga sancti Michaelis.
daztû si lâzzest gniozzen des gidingon, den sidînen gnâdun habent *iouh* zi mînemo gibeti.
dara nâh ruofo ih zi dînen gnâdun umbe alla unsre rihtâra, phaffon *iouh* leigun, daz tu sie soliha gimacchost, daz si sih selben megin grihten unte alla in untertâna *ioh* bivolahna.
dara nâh bito ih umba allaz daz ungrihti *iouh* umba allen den unfrido *iouh* umba daz ungiwitiri.
dara nâh ruofo ih umbi alla unsri broudra virvarana hie bigrabana *iouh* umba alla die, die der hie sint begraban mit rehtero glouba virvarana.
dara nâh bito ih umba alla die tôton, die hia bruderschaft habant, *iouh* umba alla die, dero alamuosan wir io imphiangin.

Genesis[1]).
also prouchet er den leim, swiez geviel in zwein deme vater *iouch* dem sune. usw.

Exodus[2]).
sîne hente er dô denete also in sîn brouder manete ze der heidene ungemache uber diu wazzer *iouch* die bache.

Das *iouch* erscheint auch in der Form *ioch.*

Genesis[1]).
Er têt an dem antlutze siben locher nutze
zwei an den ôren daz er muge horen.
ioch zwei ougen daz er sêhe die getougen

Exodus[2]).
Diu vorht têt in sô wê daz si mohten zergên,
die sie hebeten umbe den lîp umbe dei chint *ioch* dei wîp.

Was meiner Ansicht nach bei der Entwicklung des *joh* aus *iâ auh* wesentlich mitspricht, ist die Tatsache, daß die Bedeutung des zweiten Elementes *auh* immer mehr oder weniger zum Vorschein kommt. In einigen obenangeführten Stellen kann das *ioh* sehr gut mit 'und auch' übersetzt werden. Vgl. Genesis 3. 38. Bei Williram[3]) hat das *ioh*

[1]) Hoffmann, Fundgruben II 13[28]. [38]. [2]) Ebenda II 100[43]; 161[11].
[3]) Quellen u. Forschungen, Bd. 28, hrsg. v. Seemüller.

nur noch die Bedeutung von *auh*, außer in dem Korrelativum *beide* . . . *ioh*.

Q. u. F. 28:

48[37]. ih wil *ioh* den gedingon an in haban.

50[13]. mit maniger slahte woletâte, dîe siu sich anenimet *ioh* sine praeceptis.

132[8]. ich wil dir *ioh* skêinan so fervidam caritatem.

135[9]. unte nendet aller frumichêite unte iro gedinges anne mînen sponsum, des *ioh* ich êino scolta gebrûchan.

'Sogar auch':

62[11]. lêistes du mir die trîuwa sih welche gnâda ih dir skêinon *ioh* in dirro werlte.

105[5]. universitas fidelium . . . diu wunterot unde mendit sih der êron mînero catholicae ecclesiae, *ioh* selbo dîe non sinceri praedicatores.

126[15]. unte sîe . . . corda auditorum so verro gesterchen, daz sîe *ioh* idonei werden . . . passionem tuam imitari.

127[4]. per doctores gekundet wirdit per totam latitudinem mundi *ioh* selb den paganis.

(2) 'Und' nur in der Verbindung *beide* . . . *ioh*:

36[2]. bêide per divinitatem *ioh* per nativitatem.

55[6]. bêide doctores *ioh* auditores.

59[5]. bêide judaicum populum *ioh* gentilem usw.

41[4]. dîe der bêide wolton, *ioh* in me credere, *ioh* legem carnaliter observare.

(3) 'Nicht nur . . . sondern auch':

48[23]. unte ih wil in sûochan in derro werltburge, obe ih dechêin sîn spor muge vindan, *nîet ze êinero nôte* an den, dîe da gênt angustam viam quae ducit ad vitam, *nobe ioh* an den, dîe da noh gênt latas vias huius seculi.

61[4]. *nîeth zêiner gnôte . . . sunter ioh.*

136[15]. *nîeth den êinen . . . sunter ioh.*

Diese Eigentümlichkeit ist keineswegs auf das Bayrische beschränkt. Im ostfränkischen Tatian[1]) kommt das *ioh* nur dreimal vor, zweimal als Übersetzung des lateinischen *etiam* = *sogar auch*; einmal des *et* . . . *et* = *ioh* . . . *ioh*.

[1]) Tatian, hrsg. v. Sievers, S. 367.

67 [3]. Domine, etiam demonia subiciuntur nobis in nomine tuo. Truhtin, *ioh* diuuala sint uns untarthiutite in thinemo namen.

145 [17]. uta ut in errorem inducantur, si fieri potest, etiam electi = so thaz in irridon werdent gileitit, ob iz mag wesan, *ioh* thie gicoranon.

170 [6]. nunc autem et viderunt et oderunt et me et patrem meum = nu gisahun inti hazzotun *ioh* mih *ioh* minan fater.

Aus dem südrheinfränkischen Otfrid [1]) kann man zahllose Beispiele beibringen. Vgl. I, 1, 79 u. 91:

Ioh mennisgon alle ther se iz ni untarfalle
(ih weiz iz got worahta), al eigun se iro forahta.
Ioh fand in theru redinu thaz fon Macedoniu
ther liut in giburti gisceidiner wurti usw.

In der alemannischen [2]) Benediktinerregel werden *sed et* und *sed etiam* (6mal) = 'sondern auch' immer durch '*uzzan ioh auh*' übersetzt. Vgl. ferner:

K. 7. Qui percussi . . . maxillum prebent et aliam = die kislagane chinnibahhon keben, kebeen *ioh* andran.

Prf. Unde et dominus (truhtin) in evangelio est = danan *ioh.*

K. 3. Sed sicut discipulos convenit oboedire magistro, ita et ipsum provide et juste concedit cuncta disponere = uzzan so discoom kerisit hoorreen demu meistre *so ioh* imu forakesehantlihho, indi rehto klimpit alliu kesezzan.

Im Gegensatz zu diesen hochdeutschen und den den hochdeutschen nahestehenden Dialekten (wie dem Ostfränk. und Südrheinfränk.) haben die niederdeutschen (Angelsächs., Altsächs.), denen sich hierin die ahd. Übersetzung des Isidor anschließt, die ursprüngliche Bedeutung und Funktion des *ia* (*ioh,* Isidor) streng bewahrt. Im Isidorischen *joh* war das *ia*-Element hinsichtlich der Bedeutung das betonte, dagegen das *auh* das unbetonte, denn in den Beispielen, die ich hier beibringe, ist keine Spur von einer Nebenbedeutung 'und auch' vorhanden. Das beweist aber nicht, daß hier das gotische *jah* intakt geblieben ist, sondern nur, daß der ursprüngliche Bestandteil *ia* sich behauptet hat. In bezug auf das *ǫ* in *joh* konnte man leicht auf den Gedanken kommen,

[1]) Otfrid, hrsg. v. Erdmann.

[2]) Reichenauer Beichte, MS Denkmäler LXXV.

daß das *ǫh* 'aber' einen Einfluß gehabt hätte. Aber daß ein *a* vor *h* zu *ǫ* wird, ist nicht zu beweisen. Nur vor Nasal oder Liquida wie *fona* aus *fana, womba* aus *wamba, einfolt* aus *einfalt* wäre ein solcher Übergang lautlich erklärlich. Vielmehr läßt sich die Sache umgekehrt erklären, nämlich, daß das *oh* durch *joh* beeinflußt wurde.

Isidor[1]):

ab oculis hominum et a volucribus caeli abscondita est = fona mannô augôm *ioh* fona allêm himilis fleugendêm ist siu chiborgan (2, 15).

angelorum intelligentiam atque scientiam = angilô firstandan *ioh* iro chiwizs (3, 4).

Got *ioh* Druhtin übersetzt jedesmal Deus et Dominus (3mal).

gentes et regna = dheodun *ioh* riihhi (6, 10).

Ioh übersetzt latein. *-que* in:

quae una eademque in trinitate est = dhiu ein *ioh* samalîh in dheru dhrînissu ist (19, 19).

An einer anderen Stelle gibt *endi* das latein. *-que* nur scheinbar wieder. In Wirklichkeit ist die Übersetzung hier mit dem Original nicht zu vergleichen, denn der Ablativus absolutus des Isidor ist von dem ahd. Übersetzer durch einen selbständigen Satz umschrieben, und das *endi* muß dann zur Anknüpfung gebraucht werden:

Venit tandem filius dei et corpus humanum adsumpsit ut dum videretur crederetur, omissisque mundanis demonum simulacris reconciliaretur gratiae conditoris = dhuo azs iungist bidhiu quham gotes sunu endi antfenc mannes liihhamun, dhazs, dhanne sie inan selbun chisâhîn, dhoh sô chilaubidîn, *endi* dhazs mittingart firleizssi diubilô drughida endi avur arwegôdi zi sines scheffidhes huldîn (29, 18).

Hier wie sonst verbindet der Übersetzer in sehr geschickter Weise das inhaltlich Zusammengehörige[2]). Vgl.:

Superest de spiritu sancto, de cujus deitate sic ait Job et quia spiritus dei est = ubar dhazs ist auh hear bifora fona dhemu heilegin gheiste, fona dhes gotnissu *ioh*[3]) dhazs ir gotes gheist ist, sus quhad Job (12, 12).

---

[1]) Der ahd. Isidor, hrsg. v. G. A. Hench, Straßburg 1893.

[2]) Vgl. Kölbing, Z. f. d. Phil. IV 347.

[3]) Rannow (Der Satzbau des althochd. Isidor, Berlin 1888, S. 15, Anm. 6) meint, daß das Abwechseln der Konjunktionen *endi* und *joh* nur unbewußt geschehe. Er übersieht dabei den feinen Unterschied der Bedeutung zwischen

Sed tota inest ei plenitudo divinitatis et gratiarum = oh in imu ist elliu folnissa gotes ghebono *ioh* gheistes (40, 13).

Auch in langen Sätzen weicht er vom Lateinischen ab um die Verbindung unter den Satzteilen zu kennzeichnen:

In Danihele igitur tempus adventus ejus certissime ostenditur et anni numerantur et manifesta signa ejus pronunciantur et post adventum ejus et post mortem futura Judaeorum excidia ibi certissime manifestantur. = In dhemu heilegin Danihêles chiscribe ist umbi dhea Christes chumft ernustliiho araughit endi iaar arzelidu, *ioh* offono sindun siniu zeihhan dhes bifora chichundidin, *ioh* dhâr ist auh offanliehhôst chisaghet, hwêo dhero Judeo quhalm after Christes chiburdi *ioh* after sîneru martyru quheman scoldi (25, 11).

Das Korrelativum *ioh . . . ioh,* das wir ziemlich häufig im Angelsächsischen und Altsächsischen finden, ist im Isidor nicht belegt. Aber aus einer Stelle dürfen wir schließen, daß es dem Übersetzer nicht fremd war:

Principatus ejus super humerum ejus, sive quia crucem propriis humeris ipse portavit sive quia titulum regni super humeros et caput ejus Pilatus scripsit = siin hêrduom oba sînêm sculdrôm *ioh bidhiu hwanda* ir in siin selbes sculdrôm siin crûci druoc, *ioh bidhiu hwanda* dhen titulo sînes riihhes oba sînêm scoldrom endi sînemu haubide Pîlâtus screiph (23, 1).

Um sich den Gebrauch dieses Bindewortes im Angelsächs. und Altsächsischen besser zu vergegenwärtigen, vergleiche man die folgenden Stellen:

Judith 166 ealde *ge* geonge. Cynew. Chrs. 847 leofum *ge* lâðum. Hymnus 39 cwucra *ge* deadra. Klage der Frau 25 feor *ge* neah. Phoenix 523 sôðfaest *ge* synnig.

ge . . . ge:

Beowulf 1864:

Ic þâ lêode wât
ge wið fêond *ge* wið frêond faeste geworhte
ǣghwæs untǣle ealde wîsan.

Andreas 542:

A þiu dôm lyfað
ge neh *ge* feor is þiu nama hâlig.

---

beiden. Auch das Verhältnis des *endi* (143mal) zu *ioh* (14mal) scheint mir gegen Rannows Ansicht zu sprechen.

Elene 629—31:

ge he heofonrîces ʻhogdeʼ swâ môde
and þis andwearde anforlête
rîce under roderum, *ge* he ðâ rôde ne tǽhte.

Elene 964—65:

Gode þancode
wuldorcyninge, þǽs hire se willa gelamp
þurh bearn godes bêga gehwædres,
ge æt þære gesyhðe þǽs sigebeames
ge ðǽs geleafan, þe hio swâ lêohte oncnêow
wuldorfæste gife in þǽs weres brêostum.

Beowulf 1248 *ge* . . . *ge* . . . *ge:*

waes þēāw hyra,
þæt hîe oft wǽron anwîggearwe
ge æt ham *ge* on herge, *ge* gehwæðer þâra
efne swylce mǽla, swylce hira mandryhtne
þearf gesælde; wæs sêo þêod tilu!

Alfred, Metra 20[13]:

ge an farað *ge* eft cumað.

Genesis 752 *ge* . . . *and* (der einzige Beleg, den Grein, Sprachschatz, angibt):

forþon hêr synt bûtû gedôn
ge þæt hæleða bearn heofonrîce sculon
lêode forlǽtan *and* on þæt lîg to þê
hâte hweorfan.

Im Altsächsischen (Heliand u. Genesis) hat sich ein eigentümlicher Gebrauch entwickelt, wonach das *ia (gie, ge)* allein nur Sätze oder Satzteile verbinden kann. Als *ia* . . . *ia* verbindet es dreimal Substantiva. Da das *ia, gie, ge* verhältnismäßig selten gebraucht wird, führe ich alle Stellen im Heliand und in der Genesis an. Ich möchte dabei hinzufügen, daß die Form *ia* mit der einzigen Ausnahme von Heliand 354 nur im Monacensis vorkommt.

Hel. 354:

Fôrun thea bodon oƀar all,
thea fon them kêsura cumana wârun,
bôkspâha weros, endi an brêf scriƀun
suîđo niudlîco namono gihuilican,
ia land *ia* liudi, that im ni mahti alettian man
gumono sulica gambra usw.

4054:
that he selƀo was   sunu drohtines
bêðiu *ia* lîf *ia* licht   liudio barnon
te astandanne.

4373:
that ôðar al brinnandi fiur
ia land *ia* liudi   logna farteride.

3905:
Habdun ina far iro hêrron   *ia* far heƀencuning.

4098:
Thô he te Lazaruse hriop
starkaru stemniu   endi hêt ina standen up
ia fan themu grabe gangan.

4455:
So gefragn ik that them rinkun thô   riki drohtin
umbi thesaro weroldes giwand   wordun talde,
huô thiu forð ferid,   than lango the sie firiho barn
ardon môtun,   *ia* huô siu an themu endie scal.
teglîden endi tegangen.

2256 – 57:
Nis nu lang te thiu,
that thia strômos sculun   stilrun werðan
gi thit wedar wunsam.   Tho hi te themu winde sprac
ge te themu sêwa so self   endi sie smultro hêt
bêðea gebârean.

5837:
Hiet ôc an sundron   Simon Petruse
willspell mikil   wordun cûðian
cumi drohtines   *gi* that Crist selƀo
was an Galileo land.

5870:
. . . . Warun im so acumana thuo noh
gie sô forahta gefrumida. . . .

5895:
Thuo wârun sia an iro muode frâha,
gie im te them graƀe bêðia   Johannes endi Petrus
runnun oƀastlîco.

Die Form *iac*, welche die Genesis allein kennt, ist öfters im Heliand belegt[1]). Vgl. z. B. Hel. 1208:

Was that an is wordun scîn
iac an is dâdiun sô same, that he drohtin was.

Was wäre hier natürlicher als das *iac* aus *ia* + *ak* entstanden zu betrachten. Dies deckt sich vollständig mit dem althochdeutschen *joh*.

gie (ge) . . . gie (ge) 'sowohl als':

Heliand 1657:

Nis eo sô sâlig man,
that mugi an thesoro brêdon werold bêðiu anthengean,
ge that hi an thesoro erðo ôdag libbea,
an allun weroldlustun wesa, *ge* thoh waldand gode
te thanke getheono.

5467–68:

Was im bêðies wê,
gie that sea ina sluogin sundia losan,
gie it bi them liudion thuo forlâtan ne gidorsta
thuru thes werodes word.

Wie im Angelsächsischen (Genesis 752) ist auch im Heliand *ia . . . endi* nur einmal belegt.

4260–61:

Thô wârð thar gumono sô filu
giwendid aftar is willion, siður sie that word godes
hêlag gihôrdun, heƀencuninges,
antkendun craft mikil, kumi drohtines,
hêrron helpe, *ia* that heƀenrîki was,
neriendi ginâhid *endi* nâða godes
manno barnun.

Die enge Verbindung zwischen den Satzteilen wird dadurch beeinträchtigt. In der Genesis, Zeile 276, ist kaum ein Unterschied zwischen *jac* und *endi* wahrzunehmen:

Geng thuo tegegnes endi gode thankade,
heƀankuninga, thes he im thea helpa ferlêch
that he muosta sea mið is ôgum an luokoian,
jac he sea an kneo kusta *endi* kûsco bad,
that sea suohtin his seliđa.

---

1) Vgl. Heliand, hrsg. v. M. Heyne, Paderborn 1866, S. 239.

89—90 *jac* . . . *jac* 'sowohl . . . als':
Bêtho was im thô an sorogun *jac* iro barnas dôđ,
thes heliðas hinfard, *jac* that im miđ is handun fordæda
Kain an sulicun qualma.

Zeile 323 setzt Behaghel *jac* für das handschriftlich überlieferte *ac* ein. Da die Zeile auch sonst große Schwierigkeit macht, läßt sich nicht sagen, ob die Verbesserung zu billigen ist.

Diese Beispiele lassen sich aus allen Dialekten vermehren, aber die obenangeführten werden hoffentlich genügen, um den Unterschied zwischen *joh* und **andi* deutlich zu zeigen. Dafür, wie mechanisch die zwei manchmal von Schreibern auseinander gehalten werden, ohne die geringste Rücksicht auf die Bedeutung und den Satzbau zu nehmen, gewähren die Murbacher Hymnen das beste Beispiel; *joh* übersetzt mit drei Ausnahmen immer das latein. *-que*; *inti*, das latein. *et*[1]).

Es ist ja sehr auffällig, daß gerade die ältesten althochdeutschen Denkmäler das *joh* nicht kennen, wie z. B. die Pariser, Keronischen und Hrabanischen Glossen, das Hildebrandslied, Muspilli, Carmen ad Deum und die Zaubersprüche außer dem späten 'Contra Malum Malannum'[2]). Im Otfried dagegen überwiegt das *joh*. Im Isidor ist es auch ziemlich häufig. Daraus darf man aber nicht schließen, daß das *joh* früher dem Fränkischen allein eigen war und erst später ins Hochdeutsche eingedrungen ist, denn die Monsee-Fragmente zeigen, obgleich der Vorlage genau folgend, daß es dem hochdeutschen Übertrager geläufig war, sonst hätte er es ausgemerzt oder, wie dies manchmal vorkommt, durch *enti* ersetzt (vgl. Hs. B⁴ des St. Emmeramer Gebets, Kögel, Lit.-Gesch. II 556).

III. Die Entwicklung der Form *andi* im Westgermanischen.

Man ist fast überall noch der Ansicht, daß wir es in den althochdeutschen Formen *anti, enti, inte, unte (unde)* mit einem Ablaut zu tun haben (wie in binden, band, gebunden), der ganz und gar auf der ursprünglichen Betonung beruht. Diese Ansicht wird erstens dadurch widerlegt, daß die Denkmäler vor dem 10. Jahrhundert die Form *unde, unte* überhaupt nicht kennen. In den alleräItesten, den Pariser

---

[1]) In den Murbacher Hymnen 7, 8, 3 übersetzt *inti ioh* das lat. *atque*. Im Isidor und in den Monsee-Wiener Fragmenten *endi (enti) ioh* = *quod*.

[2]) MS. Denkmäler IV.

Glossen ca. 775—80, und den Casseler Glossen ca. 790—800, ist mit zwei Ausnahmen (Pa. hat *enti* 2mal) nur *anti* belegt. Dann kommen in dem Hrabanischen Glossar ca. 790 und den Monsee-Wiener Fragmenten (hier allerdings ist *enti* der Vorlage zuzuschreiben) ca. 810 *anti* und *enti* nebeneinander vor, letztere Form schon überwiegend. Jetzt nimmt *enti* von ca. 810—900 die Oberhand, bis es seinerseits durch *inti(e)* verdrängt wird. Ebenso ist es in den anderen Dialekten. Beim Isidor ca. 770 ist *andi* schon zu *endi* geworden. Der Weißenburger Katechismus ca. 800 hat schon zweimal *indi* gegenüber *endi* (38).

Den zweiten Einwand gegen die Betonungstheorie erheben die angelsächsischen und altsächsischen Formen *and* und *endi*. Weshalb haben wir hier nur je eine Form? Darf man annehmen, daß **andi* im Angelsächsischen die ursprünglich vollbetonte Form bewahrt habe, im Altsächsischen dagegen wegen schwächerer Betonung zu *endi* geworden und dann auf dieser mittleren Stufe stehen geblieben sei? Daß der Grad der Betonung in historischer Zeit nichts mit der Form zu tun hat, zeigt die Behandlung der Konjunktion im Verse, wo die betonte Form nicht von der unbetonten abweicht. Vgl. Wessobrunner Gebet:

D'ô dâr niwîht nì wás énteò ni wénteò
énti dô wàs der éinò álmȁhtî'co cót
mánno míltìstò *ènti* (dâr wârun auh) mánakè mit ínnan
cóotlîhhe géist'â *ènti* cót héilàc.

H. v. Veldeke 6032ff.[1]):

tòe den sélven stónden wàs
der kóninc 'ût der bórch kòmen
àls wir wále hàn vernómen
met gr'ôten froúden *ènde* spéle
do gesâ'gens állenth''alben v''ele
hútten *ènd* getélde
an der wésen *end* àn den vélde. usw.

Die richtige Erklärung der Formen *anti, enti, inti* hängt zunächst mit dem *i*-Umlaut zusammen. Dieser Umlaut hat bekanntlich das Althochdeutsche am allerletzten getroffen; deshalb hatte es noch *anti* wo das Mittel- und Niederfränkische und Altsächsische schon *endi* hatten. Erst um die Mitte des 8. Jahrhunderts ist im Bayrischen das *i* in *anti* in Wirkung getreten und das anlautende *a* zu *e* umgelautet. Diese Wirkung des *i* blieb aber nicht dabei stehen, sondern setzte sich fort

---

[1]) F. Saran, Deutsche Verslehre, München 1907, S. 266—67.

auf das *e* in *enti*, welches dann zu *i* assimiliert werden mußte *-inti*. Die Wirkungsfähigkeit des auslautenden *i* hat sich hiermit erschöpft. Es wurde zu *e* abgeschwächt, d. h. tonlos, das führte zu *inte*. Mit dem *unte* ist es nicht so einfach bestellt. Haben wir es hier mit einem bloßen Lautübergang von *inte* zu *unte* zu tun, oder war dabei etwa eine Analogiewirkung mit im Spiele? Beispiele von Verdunklung eines *i* vor *n* gibt es genug. Vgl. im Leidener Williram (Entholt, Seite 25) *unt-* für *int-* in *untfahan, untwichan* usw.; in den Gregorglossen (Schatz, Altbayr. Gramm. § 37) *untsigiloth* (Ahd. Glossen II 622, 14); in den Prudentiusglossen (Ahd. Glossen II 464, 13) *untfuor*. Dieser Übergang von *int* zu *unt* fällt ungefähr in dieselbe Zeit, in welcher sich die Konjunktion *unte* entwickelt hatte. Direkten Lautübergang von *ent-* zu *unt-* anzunehmen, ist weniger überzeugend, ist auch nicht einmal nötig, denn *int-* war schon auf dem gesamtoberdeutschen Gebiet vor dem Auftauchen des *unt-* üblich (vgl. Braune, Ahd. Gramm. § 73, Anm. 2). Für Abschwächung der 3. Pl. Indic. Praes. der starken Verba zu *unt-*, vgl. Graff, Sprachschatz, Bd. II, 1145. Die Beispiele sind auch nur aus den jüngsten ahd. Denkmälern belegt. Der Grund für diesen Übergang liegt in der Tieftonigkeit des betreffenden Präfixes oder Suffixes. So wird es wohl mit der Konjunktion gewesen sein, die dem im Satze vorhergehenden Wort sprachlich angeschlossen war und dadurch einen Teil ihrer Betonung einbüßte. So lange aber das auslautende *i* in *inti* noch seinen vollen Klang besaß, war diese Verdunklung des anlautenden *i* unmöglich.

Hieraus ergibt sich ein Kriterium zur zeitlichen Bestimmung von Denkmälern. Für das Bayrische war, können wir ungefähr sagen, die Form *anti* bis 800 überall üblich. Von 800—900 ist *enti* die alleinherrschende. Von 900—1000 gilt fast durchweg *inti(e)*. Von 1000 an *unt(e)*, das später zu *und(e)* erweicht wurde. Man muß bei dieser Einteilung immer bedenken, daß die Zahlen nur relativ gemeint sind. Die Perioden greifen immer ineinander über, was allerdings selbstverständlich ist, denn anders könnte eine allmähliche Entwicklung nicht statthaben. Für das Alemannische gilt ungefähr dasselbe. Für die fränkischen Dialekte müssen wir die Zahlen mindestens ein halbes Jahrhundert zurücksetzen.

Ein zweites Kriterium (zur örtlichen Unterscheidung) liegt in dem inlautenden Dental. Fast alle Denkmäler, die Formen der Konjunktion mit inlautendem *t* aufweisen, sind oberdeutsch, d. h. bayrisch, alemannisch, dazu rechne ich auch ost- und südrheinfränkisch. Diejenigen mit in-

lautendem *d* sind rhein- (bezw. elsässisch), mittel- und niederfränkisch. Ob diese Behauptungen sich bestätigen lassen, wird sich im Verlaufe der Untersuchung herausstellen.

Andi — Anti.

Angelsächsisch:

Die angelsächsische Form ist fast ausnahmslos *and* oder mit verdunkeltem Vokal *ǫnd*, vereinzelt auch *ǫn* mit Abfall des Dentals. In einigen Denkmälern jedoch, und zwar gerade den ältesten, findet sich die merkwürdige Form *end*. In den Corpus-Glossen, die nach Wanley und Wright aus dem 8. Jahrhundert stammen (vgl. Sweet E. E. T. S. Bd. 83, Seite 4, 1885), kommt es zweimal vor. Zeile 78:

Atqueve = *end suelce* (Z. 238 *on suilce*).

Z. 645 delicatis et querulis = wrastum end seobgendum.

In den Erfurter Glossen, die von einem hochdeutschen Schreiber aus dem Ende des 9. Jahrhunderts kompiliert worden sind, ist das *end* nur einmal belegt, auch zur Übersetzung des *adqueve* = *end suilce.* Dieselbe Glosse findet sich auch in der Epinal-Handschrift, und der ältesten angelsächsischen Schreibung gemäß (denn die Handschrift stammt sehr wahrscheinlich aus dem 7. Jahrhundert) wird hier *ae* für *e* geschrieben, *adqueve* = *aend suilcae.*

Was den Dialekt dieser Glossen anbelangt, verweise ich auf Skeat, ‚Our English Dialects', Seite 66ff., der ihn für mercisch[1]) hält. Demnach muß das *end* auch mercisch sein, was durch das zweimal belegte *end* einer mercischen Urkunde aus dem Jahre 836 bestätigt wird (vgl. Sweet, E. E. T. S. 83, S. 453).

Im Northumbrischen muß *end* auch einmal üblich gewesen sein. Vgl. das Caedmonische Lied ca. 737 (Sweet S. 149):

Metudæs maecti *end* his modgidanc.

In den in ein Fischbeinkästchen geschnitzten Versen (um 700) kommen die zwei Formen *and* und *end* nebeneinander vor.

Auf d. linken Seite:

oþlæ unneg Romwalus *and* Reumwalus twœgra gibroþær
afœddæ hiæ wylif in Romæcæstri

Auf d. rechten Seite:

Her . . sitiþ on harmbergæ
. . sorgæ *and* sefu tornæ

---

[1]) Vgl. Chadwick, Transactions of the Cambridge Phil. Society 1899, S. 250ff.

Auf d. Rückseite:

Her fegtaþ Titus *end* Giuþeasu . . . .

In bezug auf den Dialekt sagt Napier[1]): „It is obvious at a glance that the runes were carved by an Anglian not a Westsaxon. We have the distinctively smoothing of diphthongic sounds before *g*, in *-bergae, onneg, fegtaþ,* and the absence of diphthongization after an initial palatal in *caestri.* Stephens assigned a Northumbrian origin to the casket, and this is confirmed by the loss of inflectional *n* in *sefu,* by the insertion of a svarabhakti vowel in *wylif,* and by the *ae* in *caestri,* which in the Mercian Vespasian Psalter would be *cest-.* We may, I think, safely assert that the home of the casket was the coast of Northumbria.“ Bei diesem *end* ist zweierlei zu beachten: erstens, daß es nur in den ältesten Denkmälern belegt ist, und zweitens, daß der Dialekt anglisch d. h. northumbrisch und mercisch ist. Ob diese Form auch sonst häufig gebraucht wurde, läßt sich nicht sagen, denn die Schreiber haben sehr selten die Konjunktion ausgeschrieben, und man weiß deshalb nicht, welche Form ihnen oder ihrer Vorlage geläufig war.

Altfriesisch:

Im Altfriesischen finden wir acht Formen (*and, ande, anda, end, ende, enda, an, en*). Die mit anlautendem *a* (*and, ande, anda*) waren sowohl in Westfriesland als in Ostfriesland bis gegen 1390 üblich. Dies ergibt sich aus den Urkunden und namentlich — was Richthofens Ansicht, es habe immer ein Unterschied zwischen dem westfriesischen *end* und dem ostfriesischen *and* bestanden, ganz hinfällig macht — aus dem Codex Unia[2]), der nur die Form *and* aufweist. Von 1390 an dringt immer mehr und mehr das niederländische *end(e), en* ein. Vgl. die Urkunde vom 22. November 1390, ausgestellt zu Tunawerth (Ternaerd) in Westdongeradeel (Rq. 560a 19—560b 29), wo *en* neben *and* erscheint. Die Urkunde vom Juni 1392 (Charterb. I 252) hat bereits durchweg *ende.* Die Handschriften Dr. R und I zeigen außer den älteren Stücken von I nur die Formen *end, ende.*

Wir dürfen also die Sache so beurteilen: Die Formen *and, ande* waren bis zum letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts in Ost- und Westfriesland alleinherrschend. Die Form *end(e)* ist dann mit anderen niederländischen Eigentümlichkeiten, wie z. B. der Schreibung *ae, uu,*

[1]) An English Miscellany presented to Dr. Furnivall, Oxf. 1901, S. 379.
[2]) Siebs, Abhandl. der Akademie d. Wiss. Berlin, 1895.

ee, ii, oe für langes *a, u, e, i, o* in das Westfriesische eingedrungen. Das Ostfriesische bewahrte noch eine Zeitlang das *and(e),* mußte aber schließlich auch dem niederländischen Einfluß unterliegen. Deshalb haben wir das merkwürdige Gemisch[1]), „in der Handschrift S, einem bei Schwartzenberg abgedruckten Manuskript des westerlauwerschen Frieslandes, wo zu beachten ist, daß dies eine Bußtaxen des Ostergo und Westergo umfassende Handschrift ist, deren einzelne Abschnitte in mancher Beziehung von einander dialektisch abweichen; im ganzen herrscht aber in den dem Ostergo angehörenden Teilen die Form *and,* in denen des Westergo *ende* vor, manche einzelne Ausnahme mag dem Schreiber zur Last fallen".

Im Ostergo Seite 442, 443: *and* 35mal,
„ „ „ *ende* 5mal,
„ 451, 452: *and* 50mal, kein *ende.*
Im Westergo „ 482 – 491: *ende,* kein *and,*
„ 500 – 504: *ende,* „ „
„ 492 – 500: *ende* und *and.*

Die Form *anda,* die öfters in den friesischen Denkmälern vorkommt, ist wohl aus Anlehnung an das *anda* (für *an tha,* wie auch *andene* für *an thene, andere* für *an there* usw.) entstanden. Die Präposition *anda,* Konjunktion *anda* und Präposition + Pronomen *anda* sind also formell zusammengefallen.

Altsächsisch:

Im Altsächsischen ist das *and(e)* nur im Taufgelöbnis und in den beiden Hss. des Freckenhorster Heberegisters belegt. In dem Auszug eines lateinischen Briefes des Erzbischofs von Köln (?) an Karl den Großen ca. 802 (vgl. Jostes Z. f. d. A. 40, S. 187) kommt einmal *anda* vor in dem eingeschalteten *siniu gelp anda sinen willon.* Haben diese *and, ande, anda* als sächsisch zu gelten oder sind sie aus dem Altfriesischen entlehnt? Für das Taufgelöbnis ließe sich zur Not friesischer Einfluß annehmen (vgl. Kögel a. a. O. II S. 446ff.). Im Freckenhorster Heberegister sieht Jakob Grimm (Kleine Schriften 4, 205 – 13; 5, 1 – 13) ebenfalls einige Frisonismen. Unter Frisonismen verstehe ich hier Reste einer friesischen Vorlage. Man könnte ja für Freckenhorst einen besonderen Klosterdialekt auf friesischer Grundlage annehmen. Doch ist für diese Annahme kaum ausreichender Grund vorhanden. Was für ein Dialekt dem hibridischen 'siniu gelp anda sinen willon'

[1]) Richthofen, Altfriesisches Wörterbuch, S. 605.

zu Grunde liegt, ist nicht sicher. Die Form *anda* findet sich zwar nur im Friesischen, aber da das friesische *anda* uns erst aus Hss. des 13. und 14. Jhdts. überliefert ist, kann es, wie ich oben (Seite 25) vermutet habe, eine späte Neubildung sein. Die Form *anda* in dem Auszug kann auch sehr wohl dem Schreiber zur Last gelegt werden. Ich möchte glauben, daß *and(e)* neben *endi* einst in ganz Westfalen gebräuchlich war, daß aber das *endi* in einigen Gegenden, und die waren gerade diejenigen, woraus unsere Überlieferungen stammen, sehr früh zur Herrschaft gelangte. Im Taufgelöbnis erscheint *and* nur einmal neben *ende* (3) und *end* (4). In der Kindlingerschen Handschrift des Freckenhorster Heberegisters verhält sich *ande* zu *endi, ende* wie 1 zu 87; in der vollständigen münster. Handschrift (beide sind aus dem 10. Jhdt.) *ande, and* zu *endi, ende* wie 25 zu 322. Im 14. Jahrhundert taucht dies *and(e)* plötzlich wieder auf in Urkunden aus derselben Gegend, z. B. aus Münster, Paderborn, Meschede, Soest. Vgl. unten '*And(e)* im späteren Mittelalter'.

Oberdeutsch:

Im Bayrischen erscheint *anti* in den Pariser Glossen ca. 775 – 80[1]) 16mal neben *enti* (2); in dem sogenanten Hrabanischen Glossar und dessen Bruchstücken β, γ, δ ca. 790 zweimal neben *enti* (3); in den Casseler Glossen ca. 800 dreimal und in den Monsee-Wiener Fragmenten ca. 810 *anti* (1), *aenti* (1) neben sonstigem *enti*, welches der Übertrager einfach aus dem *endi* seiner Vorlage (vgl. den Isidor mit durchgehendem *endi*) umgestaltet hat. Geläufig war ihm die Form *anti, aenti,* welche ihm zweimal unvermerkt in die Feder floß, denn es stand nicht in seiner Vorlage. Wie aus der Schreibung *aenti* hervorgeht, hat das anlautende *a* schon eine deutliche *e*-Färbung gehabt. Aus diesen Denkmälern läßt sich vermuten, daß *anti* bis zum 9. Jahrhundert in Bayern noch vorherrschend war. Auf dem ganzen oberdeutschen Gebiet ist *anti* nur noch einmal in dem Keronischen Glossar K^b ca. 785 – 95 belegt[2]). Dieses scheint mir, wie vielleicht auch das zweimal vorkommende *enti,* aus der bayrischen Vorlage (z) zu stammen (vgl. Kögel a. a. O. II 433). Eine Bestätigung findet diese Vermutung in der handschriftlichen Überlieferung der Glosse *gratia. kepandi. anstanti. huldi. kotes.* „Der Schreiber hat", wie Kögel (das Keronische

[1]) R. Kögel, Über das Keronische Glossar, Halle 1879, S. 8; P. u. B. Beitr. 9, 357 Anm.; Z. f. d. Phil. 32, 148, 173.

[2]) Über das *anti* im Hildebrandslied werden wir unten zu sprechen haben.

Glossar S. 8 Anm.) richtig bemerkt, „die Partikel *anti* nicht erkannt und nahm daher *anstanti* unverändert aus der Vorlage herüber." In Oberdeutschland, mit Ausnahme des Bayrischen, war also schon zur Zeit unserer ältesten Überlieferung anlautendes *a* zu *e* geworden.

Endi — Enti.

Die vereinzelten Beispiele des *end* im Angelsächsischen haben wir oben S. 23 besprochen. Das *end* in den späten Denkmälern, z. B. der Hatton-Hs. der Evangelien, kommt hier nicht in Betracht. Es bezeichnet nur eine dialektische Aussprache, wie etwa das *and* = *end* im amerikanischen Englisch.

Das Altfriesische hat auch ursprünglich nur die eine Form *and* gehabt, wie man aus den ältesten Hss. leicht sehen kann. Die späte Form *endi* ist offenbar aus dem Niederfränkischen (bezw. Niederländischen) eingedrungen. Ob wir in dem friesischen *ande* ein altes **andi* zu sehen haben oder nur ein *and* mit einem suffigierten d. h. unorganischen *e*, ist wegen der späten Überlieferung der Rechtsaltertümer gar nicht auszumachen. Aber falls das *ande* doch auf **andi* zurückginge, würde die weitere selbständige Entwicklung zu *endi* dadurch ausgeschlossen, daß das auslautende *i* in **andi* schon in den ältesten Hss. zu *e* abgeschwächt war und somit seine Wirkungsfähigkeit eingebüßt hatte.

Das Altsächsische hat durchweg *endi*; für die paar Belege des *and* vgl. Seite 25. Das frühe Auftreten des *endi* aus **andi* entspricht dem sonstigen Umlautsverhältnis des Niederdeutschen (bezw. Agf. Altfrief.) gegenüber dem Oberdeutschen.

Beispiele[1]):

(1)	Allerheiligen (MSD. LXX)	9–10. Jhd.	endi (5)	ende (1)
(2)	Abecedarium Nord.	10. „	endi (2)	
(3)	Bruchstück e. Homilie Bedas	10. „	endi (5)	ende (1)
(4)	Beichte	10. „	endi (59)	
(5)	Eltener Glossen	10. „	endi (1)	
(6)	Essener Evangeliarglossen	10. „	endi (19)	ende (1)
(7)	Essener Heberegister	10. „	endi (3)	ende (9)
(8)	Freck. Heberegister (Kindl. Hs.)	10. „	endi (6)	ende (81) andi (1)
	„ „ (Münster. Hs.)	10. „	endi (2) and (3)	ende (320) ande (22)

[1]) Elis Wadstein, Kleinere altsächsische Sprachdenkmäler, Norden u. Leipzig 1899.

(9)	Genesis	um 830	endi
(10)	Glossen z. Hom. Gregors d. Großen	11. Jhd.	endi (1)
(11)	Heiland	um 830	endi
(12)	Merseburger Glossen[1]	11. "	end(e) (1) (end)
(13)	Stücke einer Psalmenausleg.	10. "	endi (11)
(14)	Prudentius-Glossen in einer Werdener Hs.	10. "	endi (10) endi (1) endi (5)
(15)	Taufgelöbnis	8. "	and (1) ende (3) end (4)
(16)	Werdener Heberegister	10. "	endi (3)
(17)	Auszug a. e. Brief	9. "	anda (Z. f. d. A. 40, S. 187).

Auf dem ganzen ober- und mitteldeutschen Gebiet sind die Formen *enti, endi* reichlich belegt.

Endi: Isidor ca. 770; Weißenburger Katechismus ca. 790 neben *enti* (1), *indi* (2); Merseburger Zaubersprüche, Hs. des 10. Jhdts., Kölner Glossen[2]) 10. Jhd. *endi* (1), *indi* (2); De Heinrico ca. 985 *endi* (1), *indi* (1); Niederländische Psalmen 10. Jhd., erster Psalm (Mfr.) *ende* (1); das Keronische Glossar K^a ca. 760–65 *endi* (3); K^b ca. 785–95 *endi* (46), *enti* (2), *anti* (1), *indi* (1); Baseler Recepte II vor 780 *endi* (2), *ende* (2); Glossen Jun. A. ca. 800 *endi* (1), *indi* (1).

Enti: Pariser Glossen ca. 775 *enti* (2), *anti* (16); das Hrabanische Glossar ca. 790 *enti* (3), *anti* (2); Baseler Recepte I ca. 780 *enti* (4); Wessobrunner Gebet ca. 780–95, Monsee-Wiener Fragmente ca. 810 durchweg *enti* außer einmal *anti*, einmal *aenti*; Carmen ad Deum ca. 800; erste Bayrische Beichte ca. 815; Muspilli 830–40; Priestereid (MSD. LXVIII) ca. 850; St. Emmeramer Gebet ca. 850; Freisinger Paternoster 855–75; Würzburger Glossen 9.–10. Jhd.; das Keronische Glossar K^b ca. 785–95 *enti* (2), *endi* (46), *anti* (1), *indi* (1); Altalemannische Lukasglossierung ca. 790; St. Galler Paternoster 789–93; Fragmentum S. Pauli 10. Jhd. (?); Reichenauer Glossen ca. 800–802 *enti* (8), neben gewöhnlichem *inti*; Benediktiner Regel ca. 802–804 *enti* (11), *inti* (8), *indi* (ca. 140mal); Glossen Jc. ca. 800 *enti* (1), *inti* (4); Fuldaer Beichte ca. 800 *enti* (8), *inti* (4); Fränkisches Tauf-

---

[1]) Es fragt sich, ob diese Glossen in diese Reihe gehören, denn der Lautstand ist entschieden anglo-friesisch. Vgl. Bremer, P. u. B. B. 9, 579ff.

[2]) Steinmeyer-Sievers, Ahd. Glossen I, 319.

gelöbnis ca. 800 *enti* (1), *inti* (1), *inді* (4); Würzburger Beichte 10. Jhd. (?) *enti* (3), *ente* (12), *ent* (2), *inte* (1), *unti* (1), *unte* (1); Freisinger Hs. des Otfrid ca. 900 *enti* (6) neben sonstigem *inti*; Weißenburger Katechismus *enti* (1) neben *endi* (38); Hildebrandslied ca. 790 *enti* (3), *anti* (1).

Die Formen mit inlautendem *t (enti)* weisen sämtlich auf das oberdeutsche Gebiet (Bayrisch, Alemannisch, Ostfränkisch). Die einzigen Ausnahmen scheinen das Keronische Glossar K^a u. K^b, die Baseler Recepte II, Jun. A. und nach neuerer Untersuchung der Isidor zu machen. Für den zweiten Teil des Keronischen Glossars K^b hat schon Müllenhoff (Einleitung zu den Denkmälern³ S. XXIV. XXVII) eine elsässische Gegend als Heimat vermutet und in dieser Ansicht stimmt ihm Kögel (a. a. O. II S. 432) bei. Die Untersuchungen von Kauffmann (Geschichte der schwäb. Mundart, §§ 68, 176; Germania 37, 262; Z. f. d. Phil. 32, 170) und Nutzhorn (Z. f. d. Phil. 44, S. 273, 311 usw.) haben diese Vermutung noch weiter bestätigt. Das nördliche Elsaß ist also die Heimat dieses Denkmals. Was Kögel die elsässisch-fränkischen Bestandteile von K^b nennt, können wir schlechthin als Elsässisch bezeichnen. Hierher gehört selbstverständlich das *endi*. Das Elsaß nahm, sozusagen, eine Mittelstellung ein, zwischen dem sogenannten Südfränkischen und Alemannischen, und weist demgemäß Eigentümlichkeiten beider Mundarten auf. — In bezug auf den Isidor müssen wir uns im großen und ganzen mit dem Ergebnis von Nutzhorns Untersuchung (a. a. O. 265ff., 430ff.) für einverstanden erklären. Diese Übersetzung ist nach ihm in Murbach entstanden und er scheint mir durch diese Lokalisierung die größten Schwierigkeiten bezüglich des Dialekts gelöst zu haben. Seine Beweisführung findet ihre Hauptstütze in den fem. Abstrakta auf *în* (S. 456) und in der Schreibung des Präfixes *quh* (S. 444) für germanisch *kw*, Eigentümlichkeiten, die der Isidor mit den wahrscheinlich echt Murbacher Denkmälern Jun. C. und der Handschrift H^b der Hymnen teilt. Sehr wichtig für die örtliche Feststellung ist auch der Plural des schwachen Präteritums auf *-tôm, -tôt, -tôn* (S. 470). Diese Bildung ist ausgesprochen alemannisch und genügt allein, um dem Isidor rheinfränkische Herkunft abzusprechen. — Der Schreiber des Jun. A. war wahrscheinlich ein Nordelsässer (Nutzhorn S. 317), vielleicht aus dem Kloster Hornbach; hierher paßt auch sein Dialekt. Vgl. Nutzhorn S. 454h. — Auffällig ist das *endi, ende* im zweiten Teile der Baseler Recepte. Den ersten und jüngeren Teil hat Kögel (Lit.-Gesch. II, 498) als „ostfränkisch mit bayrischen Einsprengungen" bezeichnet. Er enthält

auch, wie zu erwarten ist, nur die Form mit inlautendem *t*, *enti* (4). „Den älteren Teil hat ein Angelsachse, der des Deutschen nicht mächtig war, aus einer althochdeutschen Vorlage geschrieben und dabei sehr oft die ihm geläufigen Sprachformen eingemischt." Ich möchte glauben, daß dieser Angelsachse das hochdeutsche *enti* aus der Vorlage zu *endi* geändert hat. Die Schreibung *-nt-* ist dem Angelsächsischen fremd. Das auslautende *e* in *ende* ist die geschwächte Form des *i* wie in *gemisce* gegenüber *brenni*, *legi* und auch dem angelsächsischen Schreiber zuzuschreiben. Das einmalige *aende* (Zeile 5) für *ende* hat nichts zu besagen, wie die Schreibung *braenni, aer, naezen, daemo, wizsae, daez* zeigt. *ae* ist die alte angelsächsische Schreibung für *e* (vgl. oben S. 23).

Weitere Bemerkungen zu einigen der genannten Denkmäler: Das Gedicht De Heinrico nehmen wir lieber mit Braune als Vertreter des Nordrheinfränkischen. Kögel (Lit.-Gesch. II 128) wollte es dem Mittelfränkischen zuweisen auf grund des inneren *v* *(selvemo)* für *b*; des Diphthongs *ei* in *fulleist*; des *g* in *ig, dig, sig, oug* (vgl. Braune, Gramm. § 154 Anm. 3) für *h*. Ferner „war der Sprache des Dichters die schwache Genitiv- (und Dativ-) Form des Adjektivs abhanden gekommen wie in *thero ewigero thiernun*; die Flexion von 'haben' nach der II. schwachen Klasse *hafon* (Zeile 25) ist nur mittelfränkisch". Aber die Formen *thaz* (3 mal), *iz* (3 mal), *waz* (1 mal) können nicht zu diesem Dialekt gehören (vgl. Heinzel, Niederfränkische Geschäftssprache, S. 285; Paul, mhd. Gramm., § 92). Der Meinung, sie seien otfridischem Einfluß zuzuschreiben, kann ich nicht beipflichten. Die Formen *dat, it, wat* sind die ausgeprägtesten Kennzeichen des Mittel- und Niederfränkischen[1]). Gleich an der Grenze des Mittel- und Rheinfränkischen muß der Dichter allerdings zu Hause gewesen sein (vgl. das *thid* in Zeile 26), denn er vermittelt offenbar zwischen beiden[2]).

Das *end -i -e* der nfr. Psalmen, der Kölner Glossen, des Isidor und des Weißenburger Katechismus läßt wohl die Vermutung zu, daß es einst ein ziemlich großes Gebiet eingenommen habe. Wir dürfen ja mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten, daß *endi* vor dem 10. Jahr-

---

[1]) Vgl. H. Meyer, Ndd. Jahrb. XXIII, S. 89.

[2]) Ndd. Jahrb. XXIII, S. 89: Meyer behauptet (so auch Seelmann) und ich glaube mit Recht, daß das Original des Gedichts in sächsischer Mundart abgefaßt war und weist das *endi* dieser zu. Daz *inde* würde demnach vom rhfr. Schreiber herrühren.

hundert die vorherrschende Form in Nieder-, Mittel-, Rheinfranken und im Elsaß war.

Das Fragmentum S. Pauli (Ahd. Glossen I, 311[7]–313) weist einmal die Form *enti* auf in *ac destravit* = *enti insatulota*. Dieses *enti* muß sicher in der Vorlage gestanden haben, denn zu der Zeit, aus der die Handschrift stammt (Ende des 9. oder Anfang des 10. Jahrhunderts), war es im Alemannischen nicht mehr gebräuchlich (vgl. Germania 21, 135ff.). Ebenso steht es wahrscheinlich mit dem zweiten Merseburger Zauberspruch. Das *ende* wird schwerlich erst mit der Hs. aus dem 10. Jahrhundert stammen, wo es sonst schon überall dem *indi* gewichen war. Nach den anderen rheinfränkischen Denkmälern zu schließen, ist der Terminus ad quem für *endi* der Anfang des 9. Jahrhunderts. Also vor dieser Zeit muß das Denkmal aufgezeichnet worden sein. Die Abschwächung des auslautenden *i* zu *e (ende)* steht mit dieser Annahme in Einklang.

Indi — Inti.

Bei den obenangeführten Beispielen standen dem *endi* — *enti* schon sehr früh die Formen *indi* — *inti* zur Seite, ein sicherer Beweis, daß diese aus jenen entwickelt sind. Man beachte auch, daß die Abschwächung des auslautenden *i* bei *endi* — *enti* fast Ausnahme ist. Mir ist kein einziges altes Denkmal bekannt, worin *indi* neben *ende* oder *inti* neben *ente* steht. Zwar in dem ersten der nfr. Psalmen kommt *ende*[1]) einmal vor neben sonstigem *inde,* aber es ist offenbar aus der Vorlage herübergenommen, in der jedes auslautende *i* schon zu *e* abgeschwächt war. Auf das merkwürdige Gemisch in der Würzburger Beichte werden wir unten zu sprechen kommen.

Belege für *indi:* Das Keronische Glossar K[b] ca. 785–95 *indi* (1), *anti* (1), *enti* (2), *endi* (46); Benediktinerregel ca. 802–804 *indi* (ca. 140mal), *enti* (11), *inti* (8); Jun. A. ca. 800 *indi* (1), *endi* (1); Fränkisches Taufgelöbnis ca. 800 *indi* (4), *inti* (1), *enti* (1); Bruchstück der Lex Salica ca. 802 *indi* (1), *inti* (13); Weißenburger Katechismus ca. 790 *indi* (2), *enti* (1), *endi* (38); Fränkisches Gebet ca. 821 *indi* (5); Straßburger Eide ca. 850 *indi, ind* (vor Vokalen); Ludwigslied ca. 890 *indi, ind* (vor Vokalen); Heidelberger P. und Wiener V. Hss. des Otfrid ca. 868–75 *indi* (1), neben sonstigem *inti*; Lorscher Beichte ca. 890 *indi* (2), *int* (2), *inti* (47); Trierer Capitulare 10. Jhd. *inde* (9); Kölner Glossen 10. Jhd. (Ahd. Glossen

[1]) Borgeld, De oudoostnederfr. psalmen, S. 141.

I, 319) *inde* (2), *endi* (1); De Heinrico ca. 985 *indi* (1), *endi* (1); Nfr. Psalmen ca. 900 *inde, in, ende* (1).

Inti: Reichenauer Glossen b ca. 800 – 820 *inti* (gewöhnl.), *enti* (8); Benediktinerregel 802 – 804 *inti* (8), *enti* (11), *indi* (ca. 140); Jun. C. ca. 800 *inti* (4), *enti* (1); Murbacher Hymnen ca. 810 *inti, inte* (2); Jun. B. ca. 814 *inti* (5); Alemann. Psalmen ca. 815 *inti*; Reichenauer Glossen Rd. ca. 814 *inti* (4); Fuldaer Beichte ca. 800 *inti* (4), *enti* (8); Fränk. Taufgelöbnis ca. 800 *inti* (1), *enti* (1), *indi* (4); Bruchstück der Lex Salica ca. 802 *inti* (13), *indi* (1); Tatian ca. 835 *inti, in*; Otfrid ca. 865 – 68 *inti, in*; Lorscher Beichte ca. 890 *inti* (47), *int* (2), *indi* (2); Pfälzer Beichte ca. 900 *inti* (2); Psalmen 138 ca. 950 *inte*; Würzburger Beichte 10. Jhd. *inte* (1), *ent -i -e* (17), *unt -i -e* (2).

Wiederum wie bei *endi* — *enti* ist das inlautende *t* zum größten Teile oberdeutsch. Die Benediktinerregel macht gerade in dieser Hinsicht eine wichtige Ausnahme. Im großen und ganzen haben wir es mit einer alemannischen Überlieferung zu tun, die ihrerseits, wie Steinmeyer (Z. f. d. A. 17, 433) glaubt, „eine Kopie von Konzeptblättern verschiedener Verfasser ist“. Ferner haben sich mehrere Schreiber an der Handschrift selbst beteiligt. Es sind also Spuren des Konzepts und der ersten Niederschrift vorhanden; daher wahrscheinlich die Differenzen im Lautstande (vgl. Kögel a. a. O. II 466 – 67). Es finden sich jüngere und ältere Formen nebeneinander. Seiler (Beitr. 2, 169 ff.) urteilt über die Verfasser der verschiedenen Abschnitte in folgender Weise: „Daß endlich Abschnitt 2 nicht von demselben Verfasser herrühren kann wie 1, 4, 6, 8, 10, ergibt sich aus folgendem: In 4 und 6 herrscht die Doppelschreibung langer Vokale, in 5 fehlt sie; da nun 4, 5 und 6 von derselben Hand geschrieben sind, so muß diese Differenz aus dem Original stammen. Mithin ist die Doppelschreibung langer Vokale resp. das Unterlassen derselben ein Kriterium für die Verschiedenheit der Verfasser. Da nun in Abschnitt 1, 4, 6 die Doppelschreibung statt hat, in 2 nicht, so muß 2 von einem anderen Verfasser stammen als jene Abschnitte (desgleichen auch 8 und 10, die in diesem Punkte ein anderes Prinzip befolgen). — Ferner hat 1 circa 130 mal *indi* und nur einmal *enti*, 2 hat 6 *enti*, 1 *inti*, kein *indi*. Nun hat aber auch 10, das doch von demselben Schreiber wie 1 geschrieben zu sein scheint, nur *enti* und *inti*; also kann auch diese Differenz nur von der Verschiedenheit der Verfasser herrühren“. Da die Formen *enti, inti* auf der einen Seite und *indi* auf der anderen auf Verschiedenheit der Verfasser des Originals zurückgehen, müssen sie natürlich auf deren Dialekt zurück-

geführt werden. *Indi* ist dem Hochalemannischen durchaus fremd, dagegen *enti* und *inti* um 800 allein üblich (vgl. Reichenauer Glossen, St. Galler Paternoster usw.). Hierbei sind auch die Formen des Präfixes *za, zi(ze)* und *ka, ki(ke)* zu berücksichtigen. In den Abschnitten 2, 8, wo *enti* und *inti* am häufigsten vorkommen, überwiegen auch *za* und *ka* (vgl. Steinmeyer, Z. f. d. A. 16, 132). Das *a* in *za* und *ka* ist echt hochalemannisch (bezw. bayrisch) (vgl. Braune, Ahd. Gramm. § 72, Anm. 1; Nutzhorn, Z. f. d. Phil. 44, 318ff.). Die Form *indi* ist um 800 nur aus dem Rheinfränkischen und Elsässischen belegt. Darf man etwa die Schreiber oder Verfasser der *indi*-Abschnitte für Rheinfranken (bezw. Elsässer) halten? Es ist ja bekannt, daß man gerade ein Wort wie *und*, das man tausendmal tagtäglich gebraucht, am schwersten fallen läßt. Vgl. „den vom Niederrhein gebürtigen Verfasser des König Rother, der sein *ande* jedenfalls dem heimatlichen Dialekt entnommen hat; in Bayern, wo er schreibt, ist es unerhört" (Busch, Z. f. d. Phil. 10, 181).

Das fränkische Taufgelöbnis (Hs. a. d. 9. Jhd.), das man gewöhnlich zum Ostfränkischen rechnet, hat *enti* (1), *inti* (1) und *indi* (4). Dieses Denkmal ist aus bedeutend älterer Vorlage abgeschrieben, wie aus dem altertümlichen Dativ Pluralis auf *-om* hervorgeht. Kögel (a. a. O. II, 449) vermutet eine rheinfränkische Gegend als Heimat; aus dieser muß das *indi* stammen, denn außer in diesem Denkmal und der Lex Salica (*inti* (13) neben *indi* (1), das einzige Beispiel eines *d* für *t* im ganzen Stück), wo es wohl eine Verschreibung sein kann, ist *indi* im Ostfränkischen nicht belegt. Die Heidelberger Hs. P. und die Wiener V. des Otfrid haben einmal *indi*, was ebenfalls wohl als Schreibfehler anzusehen ist.

Die sogenannten südrheinfränkischen Denkmäler, wie Otfrids Evangelienbuch, die Lorscher und Pfälzer Beichten, stimmen bezüglich des *inti* mit dem Alemannischen überein. Verschiebung des inlautenden *d* zu *t* ist bei Otfrid die Regel. In bezug auf den Vokalismus gehen Otfrid und die Pfälzer Beichte auch mit dem Alemann. zusammen. Die Lorscher Beichte zeigt zweimal die Form *indi* neben *inti* (47), *int* (2). Ob dieses *indi* dem Schreiber oder Verfasser geläufig war, ist fraglich. Ich möchte glauben, daß wir hier wie in der Fuldaer Beichte (die *inti*-Teile) einen Zusatz haben, zumal die zwei *indi* gleich auf einander folgen und die Worte — *êrêda indi ni* — nicht zum Sinne passen. Diese Lorscher Beichte gilt gewöhnlich als südrheinfränkisch, obwohl sie von Otfrid und der Pfälzer Beichte hinsichtlich des Vokalismus be-

trächtlich abweicht. Offenbar haben wir es hier mit einer anderen Spielart des Südrheinfränkischen zu tun.

Nur noch ein Wort über die sogenannten niederfränkischen Psalmen. Cosijn[1]), van Helten[2]) und Kögel[3]) haben trotz Jostes'[4]) Einwänden den nfr. Sprachcharakter der Psalmen deutlich an den Tag gelegt. Aber die engere Heimat des Denkmals zu bestimmen, ist noch keinem gelungen. Wegen der eingesprengten hochdeutschen Formen ist man geneigt, sie in dem Südosten des altniederdeutschen Gebietes zu suchen. Busch (Z. f. d. Phil. 10, 181 ff.) hat einen Anhaltspunkt in dem *inde, in* finden wollen. Seiner Meinung nach ist „die Abschrift westlich von Köln in Belgisch-Limburg entstanden, weil gerade nach dieser Richtung hin *inde* ausschließlich herrscht". Aber die ältesten Urkunden aus Belgisch-Limburg verwenden durchweg die Form *ende* (vgl. Lac. III, 284 usw.; Heinrich van Veldeke, der sehr wahrscheinlich aus der Limburger Gegend stammt, gebraucht stets *ende*). Ferner ist zu beachten, daß im Niederfränkischen *ende* fast ausnahmslos bis ins 15. Jhd. hinein herrscht, dagegen in Nordmittelfranken *inde.* So konsequent werden diese Formen in den ältesten Urkunden dieser beiden Mundarten gebraucht, daß man mittelst ihrer allein eine ziemlich genaue Grenze zwischen dem Nfr. und Mfr. ziehen kann. Wir müssen also die Heimat der Psalmen-Übersetzung dicht an der mfr. Grenze suchen, etwa in der Gegend westlich von Aachen.

Ein besonderer Mischdialekt. Das Hildebrandslied.

Leider befindet sich die Frage nach der ursprünglichen Form des Hildebrandsliedes noch immer in einem Zustand der Verwirrung, doch lassen sich wenigstens zwei Hauptansichten unterscheiden[5]), die für uns allein in Betracht kommen. 1) Nach Braune[6]) und anderen ist es ein hochdeutsches Original von sächsischen Schreibern abgeschrieben. 2) Nach Kögel[7]) hat „ein hochdeutschsprechender Schreiber ein niederdeutsches Gedicht aufgezeichnet, ohne mit der Orthographie dieser

---

[1]) De oudnederlandsche psalmen, Haarlem 1873.

[2]) Die niederfr. Psalmen-Fragmente, Groningen 1902. Vgl. auch Tijdschrift voor nederlandsche Taal- en Letterkunde, Bde. 15, 146–171. 269. 316–323; 16, 72–79.

[3]) Gesch d. d. Lit. Bd. II, 527 ff.

[4]) Z. f. d. A. 40, 190 ff.

[5]) Ponger, Das Hildebrandslied, Marburger Dissertation 1913.

[6]) Braune, Althochdeutsches Lesebuch, Holthausen Beowulf[2] I, S. 114 ff., II, S. XXVI ff.

[7]) Gesch. d. d. Lit. Bd. I, 228.

Mundart vertraut zu sein. Er schreibt die sächsischen Formen auf hochdeutsche Art oder nach Analogie der für das Hochdeutsche gültigen Normen, und bringt auf diese Weise die seltsamsten Lautbilder zu stande. Intakt geblieben ist der Wortschatz und die Phraseologie des Liedes; daran ließ sich der niederdeutsche Ursprung desselben am besten nachweisen". Diese Ansicht hat auch die Billigung Steinmeyers gefunden (Denkmäler II, 18) und scheint auch mir ohne Zweifel die richtige zu sein. Der Schreiber hat überall konsequent ein niederdeutsches *d* durch *t* ersetzt (vgl. Sievers, Festschrift für Kelle, und Rhythmisch-melodische Studien, S. 129), um dem Gedicht ein hochdeutsches Gepräge zu geben. Unter anderen Beispielen vgl. die Formen der Konjunktion *anti* (1), *enti* (3), die auf Niederdeutsch *andi* und *endi* lauten würden. Die *endi*-Formen sind nur in altsächsischen, mittel- und rheinfränkischen Denkmälern belegt. Aber Mittel- und Rheinfranken sind als Heimat des Gedichtes ausgeschlossen wegen des Ausfalls des *n* vor *þ*, der auf dem Festlande nur im Altfriesischen und Asächs. (Hel. u. Gen.) stattfand, und wegen der Form *andi*. Diese Tatsache scheint mir höchst bedeutsam gerade für diejenigen, die ein hochdeutsches Original annehmen. Denn gerade in dem Teil des Gedichtes, der dem Schreiber A (vgl. Ponger, S. 185) zugesprochen wird, finden sich die Formen *anti, enti*. Diese vertragen sich nicht mit den ausgeprägten niederdeutschen Eigentümlichkeiten des Schreibers A. Wenn also die Vorlage in Fulda vor 790 entstanden wäre und erst im zweiten Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts eingetragen (Ponger, 208), so würde man in der letzten Niederschrift die Archaismen, die da vorkommen, wohl aus älteren Denkmälern dieser Schreibschule zu bestätigen suchen. Aber wo besitzen wir Texte aus Fulda, worin die Form *anti* vorkommt? Das älteste Denkmal, das mir bekannt ist, die Baseler Recepte II, ca. 780, hat nur *enti* (4). Zwar könnten wir hier bayrischen Einfluß annehmen, denn der erste Abt Sturm, der Begründer des Klosters zu Fulda, war ein Bayer und hat auch wahrscheinlich bayrische Mönche mit sich dahin gebracht. Aber dabei bliebe die Frage ungelöst, woher die zahlreichen und für das Gedicht so charakteristischen niederdeutschen Bestandteile stammen. Für diese weist das vor *þ* regelmäßig geschwundene *n* auf eine Gegend in der Nähe der friesischen Grenze, und dieser Annahme fügen sich auch die Doppelformen *andi* und *endi* aufs beste.

Und(e) — Unt(e).

Da diese Formen erst in Denkmälern aus dem Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrhunderts belegt sind, werden wir auf ihre Erörterung in dem letzten Teile dieses Aufsatzes eingehen.

IV. *Ande, Ende, Inde* im späteren Mittelalter.

Wie wir oben gesehen haben, war das Gebiet des *ande* in der ältesten Zeit auf das Anglo-friesische beschränkt, d. h. soweit wir nach den überlieferten Denkmälern schließen können. Im Mittelalter, ca. 1300—1400, taucht diese Form plötzlich wieder in einer Reihe von Urkunden auf, die sich über das ganze Gebiet von Ostfriesland bis in den Süden Westfalens hinein verbreiten. Ob dieses *ande* auch einst in Niederfranken üblich gewesen war, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Eine Urkunde vom Jahre 1308 (Lac. III, 66)[1]) will Braune (P. u. B. B. I, S. 13 Anm.) dem Dialekt von Kleve zuweisen auf grund des *-en* in 1. u. 3. Pers. Plural Indic. und *-en* (für *-eme, -em*) im Dat. Sing. Mas. des Nomens. Aber diese Kriterien sind nicht immer stichhaltig; nicht selten kommt *-en* im Sächsischen für *-et* vor. (Die Urkunden bei Seibertz, Urkundenbuch II, 705, 750, 783 haben nur *-en* in 1. u. 3. Pers. Plural; II, 229, 552, 773, 836 meistens *-en* neben *-et*[2]).) Dem Sächsischen ist *-en* für *-eme, -em* nicht fremd (vgl. H. Tümpel, PBrB. 7, S. 83: „Besonders beliebt sind die Formen auf *-en* im Westen, aber nicht wie nfr. fast herrschend, sondern mit denen auf *-eme, -em* wechselnd"). In Lac. III, 66 haben wir meistens *-en*, aber wie im Sächsischen auch *-em*; 'dem anderen entsegghen, dem greven von Cleve' (vgl. Braune, S. 20 Anm.). Eine andere Eigentümlichkeit des Nfr. bezw. Mfr., auf die Braune (S. 14) großes Gewicht legt, besteht darin, „daß in der schwachen Adjektiv-Deklination der Genetiv und Dativ Sing. fem. außer Gebrauch gekommen ist und dafür stets die starke Form gebraucht wird". In dem betreffenden Denkmal findet sich aber 'van der anderen side' (Beitr. 7, S. 82). Noch ein Umstand, den Braune nicht erwähnt, obwohl er m. E. für den niederfr. (bezw. kleveschen) Dialekt sehr wichtig ist, ist der Gebrauch der Form *ons,*

---

[1]) Lacomblet, Urkundenbuch zur Geschichte des Niederrheins, 4 Bde., 1840—58.

[2]) Vgl. auch A. Lasch, Mndd. Gramm. § 419; Tümpel, a. a. O. S. 90ff.

onse für sächsisch und mittelfränkisch *uns, unse.* Mit wenigen Ausnahmen (z. B. Lac. II, 1101, wo auch das der kleveschen Mundart fremde *ind(e)* vorkommt; Lac. III, 415, und 66) ist m. W. in kleveschen Urkunden nur *ons, onse* belegt. Auch das Partizipium Prät. *ghescrîven* in 66 ist nicht klevesch. Also kann diese Urkunde schwerlich als ein Beispiel der kleveschen Mundart herangezogen werden. Da nun Engelbert v. d. Mark einer der Beteiligten war, liegt es nahe, ihn für den Aussteller der Urkunde zu halten. Dadurch, daß die Form *ande* in der Grafschaft bekannt war (vgl. Lac. III, 353), gewinnt die Annahme eine weitere Stütze.

Obgleich wir keine sicheren Beispiele des *ande* im Niederfränkischen haben, möchte ich doch glauben, daß im nördlichsten Teil des Gebiets die Form *ande* gebräuchlich war und dort erst etwa im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts von *ende* verdrängt wurde. Die gesamte Gegend nördlich einer Linie von Paderborn, Meschede, Dortmund, Bochold, Kleve bis nach Westfriesland hatte einst *and(e).* Der Hauptgrund für diese Vermutung liegt in dem *ande* des Leidener Williram und des sogenannten mfr. Legendars, vielleicht auch des König Rother. Diese Denkmäler können wegen des Lautstandes unmöglich nach Westfalen gesetzt werden. Da sie nun ungefähr 150 Jahre älter sind als die ersten Urkunden aus diesem Gebiet, konnte man annehmen, daß das Original oder wenigstens dessen Verfasser aus diesem nördlichen Teile Niederfrankens stammte, wo früher das *ande* herrschte. Dieser Annahme liegt nichts im Wege, zumal die Untersuchungen über die betreffenden Denkmäler erwiesen haben, daß sie ziemlich ausgeprägte nfr. Bestandteile zeigen. Allerdings würde man deren Heimat etwas nördlicher in Niederfranken hinaufrücken müssen, als bisher üblich war.

In bezug auf das Legendar kommt Busch (Z. f. d. Phil. X 402) zu dem Ergebnis, „daß die eigentliche Heimat des Dichters nur in Niederfranken oder in dem nördlichsten Teile des Grenzdistrikts gesucht werden darf, daß er aber das Gedicht im südlichen Teile Mittelfrankens, etwa in der Moselgegend verfertigte“ [1]). Die niederfränkischen Eigentümlichkeiten sind bei Busch S. 399 zusammengestellt, zu denen das durchgehende *ande* nach dem eben Bemerkten gerechnet werden muß.

In ungefähr derselben Gegend muß der nfr. Kopist des Leidener Williram zu Hause gewesen sein. Von hier hat er sein *ande* genommen, denn in der mittelfränkischen Vorlage hat es nicht gestanden. (Für

[1]) Rödiger, AfdA. 6, 223, hält den Autor für einen Mittelfranken, der niederfränkische Formen eingemischt habe.

weitere nfr. Formen vgl. van Helten, P. u. B. B. XXII S. 454—55—59—60—61, 501 usw.) In der Behandlung des germanischen *au* stimmt der Leidener Williram zum Legendar. Beide haben *ou* vor Labialen und Gutturalen (Busch, S. 293; Max Thomas, Lautstand der Leidener Hs., S. 37), und *o* vor Dentalen und *h*. Ob diese Eigentümlichkeit wie das *ande* auch aus einem gewissen Teile Niederfrankens stammt, muß dahingestellt bleiben[1]).

Der König Rother weist fünfmal *ande* auf neben *inde* (11) und gewöhnlichem *unde* (vgl. v. Bahder, Germania 29, 266). Diese Form *ande* rührt sehr wahrscheinlich von dem niederfränkischen Verfasser des Gedichtes her, der es in Bayern verfertigte. Anders ließe sie sich nicht erklären, wenn v. Bahders Vermutung richtig ist, daß das Gedicht von Bayern an den Rhein gelangt sei und zunächst in Niederfranken oder an der mfr. Grenze abgeschrieben, und dann in seiner neuen, in einigen Punkten veränderten Gestalt einem rheinfr. Schreiber als Vorlage gedient habe. Als Beweis für diese Behauptung macht er darauf aufmerksam, daß in dem letzten Drittel der Hs. der niederrheinische Charakter mehr hervortritt. „Formen wie *he, up* finden sich häufiger nur hier; der ermüdete Schreiber hat gegen Ende mechanischer abgeschrieben, wie auch die vielen Fehler erweisen." Man beachte ferner das *inde,* das mit einer einzigen Ausnahme (Zeile 1457) nur im letzten Drittel der Hs. vorkommt, während *ande* außer Zeile 4804 nur im ersten Teil erscheint. Also kann das *ande* nicht der Nachlässigkeit des Schreibers zugeschrieben werden. Es bleiben jedoch noch zwei Möglichkeiten übrig; entweder rührt das *ande* von dem rheinfr. Schreiber her, oder es stand im Original und wurde von diesem treu kopiert. Ersteres ist fast unmöglich, denn die Form *ande* ist in Rheinfranken unbekannt. Mithin muß es dem Verfasser des Gedichtes selbst zugesprochen werden (vgl. Busch a. a. O. S. 183).

Wie ist nun diese Form *ande* entstanden? Busch (S. 180—81) meint, wir hätten es hier mit einer ungenauen Schreibung zu tun: „Der Grundvokal der Konjunktion ist *a*; dieser Vokal wurde durch das *i* der Endung umgelautet, doch war dies umgelautete *a* nicht ein ganz prononziertes *e*; es behielt noch einen Klang nach *a* hin, vielleicht in einer Gegend mehr, in einer anderen weniger. Diese Annahme ist notwendig, weil sonst das in späterer Zeit in der Schrift wieder auf-

[1]) L. W. hat auch den Unterschied zwischen Dat. und Akkus. des persönl. Pronomens verwischt; er gebraucht *thich, mich* für Dat. und Akkus. (Entholt a. a. O. S. 57). Dies kommt im Legendar nicht vor.

tauchende *ande* unerklärlich wäre, denn die Vokale können mit der Zeit eine schwächere, nie aber eine vollere Aussprache erlangen. Bestätigt wird sie dadurch, daß in der Freckenhorster Heberolle neben überwiegendem *ende* auch oft ein *ande* vorkommt; diese wechselnde Schreibung zeigt ganz deutlich, daß wir hier den Zwischenton zwischen *a* und *e* vor uns haben, ein *a*, welches nicht mehr seinen vollen Klang besaß. In noch späterer Zeit gewann dann die Schreibung *ande*, vielleicht unter Einfluß der nördlichen Dialekte, die Oberhand. Ich sage ausdrücklich 'die Schreibung', denn wieder zeigen uns die in derselben Urkunde nebenhergehenden *ende*, daß es der Zwischenlaut zwischen *a* und *e*, und nicht das volle *a* ist. Allerdings erscheint *ende* nicht oft, und weit häufiger finden wir in den uns vorliegenden Urkunden *unde* und *inde*. Aber eben der Umstand, daß der Schreiber sich nicht scheut, ein südlichem oder westlichem Dialekte entlehntes *inde, unde* zu setzen, während er nur äußerst selten zu der Form *ende* greift, beweist, wie fest die Schreibweise *ande* für die Konjunktion gewesen sein muß. Fassen wir zusammen, so ergibt sich: das Altsächsische hatte ursprünglich *ande* mit vollem *a*; der Vokal verliert aber bald seinen vollen Klang und wird als Zwischenton zwischen *a* und *e* gesprochen, bis endlich die Orthographie *a* durchdringt, welche sich in Westfalen bis zu Anfang des 14. Jahrhunderts erhält, dann aber dem von Süden eindringenden *inde, unde* Platz macht".

Gegen diese Erklärung ist folgendes einzuwenden: Von sechzehn altsächsischen Denkmälern zeigen nur zwei die Form *and(e)* (das Freckenhorster Heberegister 322 *endi* gegenüber 25 *and(e)* und das Taufgelöbnis 7 *ende* — 1 *and*[1])). Man würde, wenn Buschs Ansicht richtig wäre, erwarten, gerade in den ältesten Denkmälern diese schwankende Schreibweise am häufigsten zu finden. Es finden sich außer in Urkunden von Münster und Volmestein (bei Hagen), d. h. nur an der Grenze des alten *ende*-Gebiets, keine Beispiele für *ande* und *ende* nebeneinander. In dem Strich Paderborn, Soest, Meschede, Osnabrück ist mir die Form *ende* überhaupt nicht begegnet. Die Schreibung *onde* neben *ande* in einigen Urkunden zeigt deutlich, daß das *a* die Aussprache eines Zwischenlautes (etwa *æ*) nie gehabt hat.

Die einfachste Erklärung ist diese: *And* ist die alte Form der Konjunktion (bezw. Präposition), wie das gotische, angelsächs. und altfriesische *and* beweist. *Ende* ist eine jüngere Form, die nicht aus *and*,

---

[1]) Vgl. S. 27.

sondern aus **andi* entstanden ist. Dieses **andi* hat wahrscheinlich sein auslautendes *i* aus einer früheren Komposition auf das einfache *and* übertragen und dadurch den Umlaut des anl. *a* bewirkt. Dieses jüngere **andi* hat sich hauptsächlich auf das Ober-, Mittel- und Niederdeutsche (bezw. Niederfr.) und Altsächsische beschränkt[1]), woraus sich die späteren Formen *endi, indi, unde* entwickelt haben. Die anderen Dialekte (Ags., Altfries.) haben das ursprüngliche *and* bewahrt. Die Formen *unde* und *inde* sind aus dem Fränkischen eingedrungen und haben allmählich das friesisch-westfälische *and* verdrängt. Auch das altsächsische *endi*, das in der Gegend von Essen, Werden, Elberfeld alleinherrschend war, mußte dem mittel- und südfränkischen *inde, unde* weichen (vgl. Lac. III, 699, 771). Das auslautende *e*[2]) in *ande* steht wohl auf einer Linie mit dem von *umbe, mithe* usw.

Die urkundlichen Belege für *and(e)*[3]): Meschede – 1207 – *ande* (3); Mark – 1308 – *ande, and* (1); – 1340 – *and, inde* (1). Münster – 1313 – *and* (11), *end* (1), *und* (7); – 1316 – *and* (21), *und* (2); – 1317 – *ande* (2), *unde* (gewöhnl.)[4]); – 1324 – *and, ande*, sehr selten *und, unde*; – 1324 – *and*, sehr selten *ind, und*; – 1338 – *ande, and* (1), *unde* (1), *und* (1); – 1344 – *ande* (4), meist *und*; – 1347 – *ande* (16), *ende* (8). Bentheim – 1326 – *ande* (3), meist *und*. Volmestein – 1268 – *ande* (1); – 1335 – *ande* (10), *ende* (1), *unde* (2). Dortmund – 1319 – *ande* (4); – 1320 – *ande, and, ond* (2). Lippe – 1339 – *ande* (21); – 1345 – *ande, onde, unde*. Werl – 1321 – *ande* (21), *und* (1); – (?) – *ande* neben *unde*. Iserlohn – 1336 – *ande*. Fröndenberg – 1331 – *ande* (1). Rüden – 1310 – *ande*, meist *unde*. Paderborn – 1345 – *ande* (1) neben *unde*. Ahaus – 1316 – *ande* (20), *und* (2). Soest – (?) – *ande* neben *unde*. Osnabrück – 1335 – *unde* neben fifandertigheste (für fif *and(e)* dertigheste).

Ende.

Diese Form *ende*, die in ältester Zeit im Rhein-, Mittel- und Niederfr. üblich war, ist jetzt nur noch in dem letztgenannten zu finden.

---

[1]) Für das Ags. *end* siehe oben S. 23.

[2]) Im Mittelenglischen kommt *ande* mitunter vor (vgl. Sir Gawayne and the Green Knight und die Urkunde der Zunft of the Holy Trinity and of St. William of Norwich, usw.).

[3]) Vgl. Woeste, Z. f. d. Phil. 4, 113ff.; Busch 10, 179ff.

[4]) Oder märkisch (?), ausgestellt zu Ahlen.

Hier ist *andi* auf seiner Mittellautstufe (d. h. zwischen *ande* und *inde*) stehen geblieben, während, wie wir oben gesehen haben, es sich im Rhein- und Mittelfränkischen weiter zu *inde* und dann zu *unde* entwickelt hatte. Der Grund liegt wohl darin, daß das auslautende *i* in **andi* bald, nachdem es den Umlaut bewirkt hatte, zu *e* abgeschwächt wurde und dadurch seine Wirkung auf das anlautende *e* einbüßte. Demnach scheint die Schwächung eines auslautenden *i* im Niederfränkischen früher vor sich gegangen zu sein, als sonstwo (vgl. Braune, Ahd. Gramm. § 59; Franck, Afränk. Gramm. § 63).

Dieses *ende* ist im Mittelalter eins der deutlichsten Merkmale des Niederfränkischen (bezw. Mittelniederländischen) und ist daher sehr wichtig, um den Dialekt einer Urkunde oder eines literarischen Denkmals festzustellen.

Abgegrenzt ist das Niederfränkische im Süden vom Mittelfränkischen durch *inde*, im Osten vom Sächsischen meistens durch *unde*. Es nochmals in zwei Teile, IIa (das Geldernsche) und IIb (das Klevesche), zu zerlegen, wie Heinzel es tut, hat für uns keinen Zweck. Der Hauptunterschied (und der kommt für uns fast gar nicht in Betracht) ist, daß IIa die Vokalisierung des *l* in der Formel *alt, ald* zuläßt. In dieser Eigentümlichkeit, und auch in dem Übergang des *iu* zu *ie, i,* steht IIa dem Niederländischen am nächsten.

Eine ganz genaue Grenze zwischen dem Nieder- und Mittelfränkischen läßt sich auf grund des *ende* und *inde* wegen der geringen Zahl der Urkunden aus dem Übergangsgebiete nicht ziehen. Die folgenden Urkunden werden jedoch die Grenze ungefähr andeuten. Im allgemeinen stimmt sie zu derjenigen, die Braune (Beitr. I, S. 27ff.) nach Proben aus Firmenich-Richartz gezogen hatte, und zu Wenkers 'Benrather Linie'.

Mittelfränkisch sind: Hochscheid, dessen Lage in der Nähe des Sächs. durch das durchgehende *unde* bekundet wird (Lac. III, 507); Hilden und Haan (*ind,* Lac. III, 903); Düsseldorf, das unmittelbar an der Grenze liegt (Beitr. I, 17 „das Charakteristikum des Düsseldorfer Dialekts ist, daß er, mittelfränkisch seiner Grundlage nach, doch auch oft unverschobene niederfränkische Formen einmischt und so seine Lage hart an der Grenze klar vor Augen stellt"); Lac. III, 1029 *ind*, einmal *end*; Lac. III, 1049 *ind(e)* aber schon zweimal *und(e)*. Der Neußer Dialekt weist dieselben Eigentümlichkeiten auf wie der Düsseldorfer, d. h. er ist seinem Grundstock nach mittelfränk.: Lac. III, 738 *ind(e)*. Ebenso Büttgen: Lac. III, 687 *ind*. Willich und Randenrath sind stark niederfränkisch, doch haben sie auch mittelfränkische Formen übernommen, wie

z. B. *wir* für *wy*, *inde(e)* usw. Gleichfalls Asenrode (?) Lac. III, 190, wo die Form *ende* bewahrt ist, aber daneben viele mfr. Formen, wie *wir han, haven, darzu, uns* usw. begegnen. Ganz mittelfränkisch sind Aachen (Lac. III, 690, 858 *ind*); Aldenhoven (Lac. III, 529 *ind*); Cornelismünster (Weisth. II, 781 *ind*).

Niederfränkisch sind: Valkenburg (Lac. III, 440 *ende*); Limburg (Lac. III, 284 *ende*); Heinsberg (Lac. III, 372 *ende*); München-Gladbach (Ropertz[1]) LIV, 1349 *ende, en*; Rop. LIXa, 1371 *end, ind, ond* (für *und*?); Rop. LXIIIa, 1383 *ende*, selten *inde, unde*); Mörs (Lac. III, 429 *end*); Lac. III, 721 ist nach Braune mörsisch, aber es ist fraglich, ob diese Urkunde dem Mörsischen zuzuweisen ist. Zwar fehlen äußere Anhaltspunkte, doch scheinen Formen wie *sulen, unse, dey, sey*, die äußerst selten in nfr. Urkunden vorkommen, eher für das Märkische zu sprechen. Dagegen könnte man allerdings einwenden, daß die 3. Pers. Plur. auf *-et*, die in der Mark üblich war, hier nicht vorkommt. Aber z. B. auch Lac. III, 155 findet sich kein *-et*. Der Dialekt der Mark war seiner Grundlage nach sächsisch, aber nieder-, mittel- und südfränkische Eigentümlichkeiten lassen sich in fast allen märkischen Urkunden nachweisen (z. B. Lac. III, 155 — *zo, daz*; 852 — *hertzoge*; *ande, inde, unde* in 353, 852, 155). Man beachte ferner, daß Lac. III, 721 zu Gunsten des Grafen v. d. Mark ausgestellt war. Lac. III, 975 ist wohl als mörsisch anzusehen; mittelfränkisch ist aber *zu, zo, nyntzich, unse, ind* 12mal neben *und* 37mal. Am Ende des 14. Jahrhunderts dringt *und(e)* schon überall ein (vgl. Berg-Ravensberg, Lac. III, 878, 880, 921 usw.; Köln, Lac. III, 965, diese Urkunde wurde in Mörs ausgestellt, aber für mörsisch wird niemand sie halten). Wir dürfen also *end(e)* als die übliche Form in Mörs in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts annehmen.

Geldern: *end(e)* in Lac. III, 217, 223, 229, 232, 250, 256, 257, 270, 271, 338, 346, 434, 477, 512, 520, 531, 541, 543, 544, 552, 604, 635, 655, 658, 665, 755 — gewöhnlich *ende*, aber auch 8mal *ind(e)*; vgl. daneben *zo* für *to* 3mal; *zyden* für *tyden*, was sicher mfr. ist, — 882, 966, 1010, 1068 — auch 2mal *unde*. 810 und 811, die von der Herzogin Mechthild v. Geldern ausgestellt sind, haben nur die Form *unde*. Ich vermute, daß diese Urkunden von einem sächsischen Schreiber verfaßt worden sind, was für 810 auch bestätigt wird durch das „sey van uns *hebt*“, und für 811 durch

[1]) Dieses Urkundenbuch war mir nicht zugänglich; ich zitiere hier nach Z. f. d. Phil. X, 182.

„myt den gerichten der vorgenannt*en* mannen unde deynstmannen“, und „myt allen rechte unde thobehore der vorgenannt*en* borch“; ferner durch *dey, sey* für nfr. *die, dye, sie, sye* (vgl. Tümpel, Beitr. 7, S. 63, 64).

Cleve: Die älteste clevesche Urkunde, die in deutscher Sprache verfaßt ist (Lac. II, 1011 a. d. Jahre 1298), hat merkwürdigerweise die Form *inde*, die um diese Zeit sonst nur im Mittelfränkischen belegt ist. Aber mittelfränkisch ist der Dialekt im übrigen durchaus nicht. Dieses *inde* wie auch die anscheinend willkürliche Verwendung der Vokale *i* und *u* statt dialektgemäßem *e* und *o* (vgl. *sigele, segele, disen, desen*; in Endsilben: *hebbin, hebben, genumit, genumet*; *gelegin, anderin, gehangin, gewesin*; *sun, unse, ginumit, vur, urkunden*) sind vielleicht auf das Konto des Schreibers zu setzen, der wohl aus Cleve stammte, aber seine Schulung wahrscheinlich in einer Kanzlei erhalten hatte, die *inde, sun* usw. gebrauchte. Die Sprache dieser Urkunde wäre dann als eine Mischung der dem Schreiber geläufigen Kanzleiformen mit Formen der heimatlichen Mundart zu erklären.

Ande: Lac. III, 66 (siehe S. 40).

End(e): Lac. II, 1049; III, 15, 34, 117, 173, 184, 207, 242, 254, 272, 297, 299, 302 (hat einmal *unde* in der Formel *kont unde kenlic*), 314, 317, 322, 324, 325, 341, 345, 366, 368, 387, 401 (diese Urkunde, vielleicht in Brabeck westl. Recklinghausen ausgestellt, hat nur *und(e)*), 406, 415, 442, 444, 457, 458, 482, 497, 511, 521, 555, 560, 606, 616, 619, 620, 625, 638, 640, 650, 662, 664, 666, 674, 675, 691, 703, 764, 793, 864 — hat meistens *ende* neben *inde*, was mit anderen mfr. Formen wie *zoe, uyssgescheyden, lyfsuchte, nutz* eingeschlichen ist — 828, 864, 952, 976 — hat schon durchweg *ind(e)*, wie auch 977 mit einer Ausnahme. In 995 überwiegt das *end*, aber auch dreimal *ind*; 1018, 1030 — gewöhnlich *end* neben *ind* (10), 1042 *end(e)* (11), *ind* (2). Von jetzt an bekommt *ind(e)* allmählich die Oberhand und verdrängt schließlich das *end(e)* ganz und gar (vgl. Lac. IV, 18, 22, 33, 39, 44, 46 usw.).

Luxemburg — Lothringen — Brabant — Limburg (mittelniederländisch): *ende* (Lac. III, 284, 623, 652, 701, 706, 1035). Hennegau — Holland — Seeland, Lac. III, 281; Zulen (utrechtisch), Lac. III, 605; Heteren (geldernsch), Lac. III, 739: *end*. Friemersheim, Werdener Urbare (hrsg. v. Rud. Kötzschke, Bonn 1906), S. 421: *ende*.

Fassen wir zusammen, so ergibt sich aus dem Vorhergehenden, daß *ende* von frühester Zeit bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts in

Niederfranken allein üblich oder doch vorherrschend war. Wo wir also innerhalb dieses Zeitraums die Formen *inde* oder *unde* treffen, sind sie meistens als Eindringlinge zu betrachten und nicht so aufzufassen, als hätten diese Formen hier von jeher neben *ende* bestanden.

Literarische Denkmäler: Die Wichtigkeit dieses *ende* als Kennzeichen des Niederfränkischen bezw. Mittelniederländischen hat Wilhelm Walther in seinem verdienstvollen Werke „Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters" (Braunschweig 1889–92) erkannt. Bei der Besprechung der beiden ersten in niederdeutscher Sprache gedruckten Ausgaben der Bibel (1. und 2. Kölner Bibel, erschienen um 1480) bemerkt er (Sp. 656) folgendes: „Das überall anzuwendende Unterscheidungszeichen ist der Dialekt. Die erste Ausgabe ist im westniederdeutschen, holländischen Idiom abgefaßt, mit alleiniger Ausnahme des Psalters, welcher den kölnisch-niederdeutschen Dialekt aufweist. Die zweite Ausgabe dagegen bietet durchgehends den niedersächsischen Dialekt. Das bequemste Erkennungszeichen ist die Wiedergabe des 'und'. Die erste Ausgabe hat dafür *ende,* im Psalter aber *inde,* die zweite Ausgabe dagegen *unde.* Daß wir aber diese beiden Ausgaben richtig gezählt haben, ergibt sich aus folgender Beobachtung: „Im Anfang, wo der Umarbeiter noch nicht hinreichend sicher war, und am Ende, wo er, fertig zu werden eilend, nicht mehr sorgsam genug verfuhr, sind in die niedersächsische Ausgabe noch einige Besonderheiten der holländischen Ausgabe übergegangen. So hat die sonst *unde* schreibende Ausgabe das *ende* in der 1. Spalte noch zweimal, in der 2. Spalte einmal, ebenso öfter in der Offenbarung".

Wie dieser erste kölnische Druck der Bibel haben auch alle mittelniederländischen Denkmäler, sowohl ältere wie jüngere, einzig die Form *end(e),* z. B. Willems Gedicht 'van den Vos Reinaerde' ca. 1250; 'Pyramus und Thisbe' ca. 1325 (vgl. Z. f. d. Alt. 13, S. 348ff.); Jacob von Maerlant ca. 1255–1300 in seinem 'Spiegel Historiael' und in der 'Disputacie'; der 'Roman van Walewein' ca. 1250–1300; der 'Roman der Lorreinen' ca. 1250; 'Roman van Lancelot'; 'Beatrijs' ca. 1300; 'Van den Levene ons Heren' ca. 1250; 'Die Rose' von Heinric van Aken ca. 1300; der 'Leken Spieghel' ca. 1325; die 'Rijmkronijk' von Melis Stoke ca. 1300; die flämische Übersetzung der Apokalypse aus dem 14. Jahrhundert; 'Het Leven van Jezus' ca. 1300, wahrscheinlich in Limburg verfaßt; Jans van Ruusbroec ca. 1294–1381 in seinem 'Boec van seven trappen' und in der 'Chierheit der ghesteleker brulocht'. In das Übergangsgebiet zwischen Mittelniederländisch und

Niederfränkisch gehört Heinrich van Veldeke, der gleichfalls die Form *ende* gebraucht (vgl. Servatius, Eneit und Gedichte, ca. 1170). Aus ungefähr derselben Gegend und um dieselbe Zeit muß der Floyris stammen. Er hat stets *ende,* das einmal vorkommende *unde* Zeile 171 ist dem hochdeutschen Abschreiber zuzuschieben (vgl. Steinmeyer, Z. f. d. Alt. 21, S. 312). Auch die mniederländ. Predigten (Z. f. d. Alt. 2, S. 350ff.) aus dem Slawantenkloster bei Mastricht zeigen durchweg *ende.* Das mnl. Osterspiel (Z. f. d. Alt. 2, S. 302ff.) ist an der mittelfränkischen Grenze entstanden. Es mischen sich im Texte wie im Reime niederfr. und mittelfränk. Formen, darunter überwiegendes *ende* neben sehr häufigem *inde.* Die Bruchstücke eines niederrheinischen epischen Gedichts (hrsg. v. K. Bartsch, Germania V, S. 356ff.) gehören wohl dem 13. Jahrhundert an. Die Sprache ist niederfränkisch mit „niederländischen Anklängen". Die Formen der Konjunktion sind *ende* 13mal und *ent* 14mal, d. h. *end* mit Abfall des *e* und Verhärtung des auslautenden *d* zu *t* wie sonst im Mittelniederländischen (vgl. Franck, Mnl. Gramm. § 92).

Wichtig ist, obgleich unserem Zeitraum nicht angehörend, die von Jostes im 14. Bande, S. 60ff., des niederdeutschen Jahrbuchs herausgegebene Werdener Liederhandschrift. Der Sammler war nach Jostes „von der westfälisch-niederrheinischen Grenze gebürtig, und zwar wohl aus einer Gegend westlich von Werden. Er hat den Dialekt nicht gleichmäßig geändert; man sieht, daß nicht alles einer Vorlage entnommen ist". Dies merkt man gleich an der Form der Konjunktion; es gehen *ende* und *ind(e)* neben- und durcheinander. Lied V, VI, VII, VIII, IX, XV haben nur *ind(e)*; I, IV, XIII, XVIII, XXII nur *ende*; II, III, X, XI, XII, XIV, XVII, XXIII *ind(e)* und *ende.* Letztere Form rührt vom Sammler selbst her. Die Lieder, die *ind(e)* allein und *ind(e)* neben *ende* haben, stammen wohl aus dem nördlichen Teil Mittelfrankens; damit wird natürlich nicht gesagt, daß die anderen nicht ebenso gut daher stammen können; sie haben nur nicht das ausschlaggebende Merkmal *ind(e)* bewahrt. Es kommen auch Ausnahmen vor. Vgl. Lied III, das einmal *inde* neben sonstigem *ende* hat. Dieses Lied ist, wie die Reime zeigen und wie Jostes richtig bemerkt, fast sicher niederländischen Ursprungs; vgl. *alde* : *vervroude* : *solde* für *oude* : *vervroude* : *soude.* Lied V geht ebenso sicher auf ein mittelfränkisches Original zurück. Vgl. den Reim *rooss* : *groot* (für *grooz*); *sacht (saft)* : *kracht (kraft)*; die niederdeutsche Form für *saft* wäre *sap.*

Ein sehr interessantes nfr. Stück aus der Zeit um 1450 sind die Holden am Niederrhein (Bruchstück, Germania XI, S. 414). Heinzel stellt es unter die zu Dialekt II gehörenden literarischen Denkmäler; es wird wohl in der Duisburger Gegend aus einem lateinischen Original übersetzt worden sein. Es gebraucht stets die Form *ende,* was in Anbetracht der späten Abfassung allerdings merkwürdig ist. Eine Urkunde vom Jahre 1483 aus Götterswick nördlich von Duisburg (Ndd. Jahrbuch 7, S. 70ff.) hat auch noch dreimal *eñ (ende)* neben überwiegendem *ind.*

Inde.

Die Form *inde* ist uns schon im 9. Jahrhundert in Rhein- und Mittelfranken begegnet. Im Rheinfränkischen ist schon sehr früh *unde* dafür eingetreten, wie die Mainzer Beichte aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts beweist. Die um 1050 abgefaßte, aus einer etwas südlicheren Gegend stammende Reichenauer Beichte (MSD. S. XXVI) hat gleichfalls schon *unde.* In Mittelfranken dagegen hat sich die ältere Form *inde* viel länger erhalten. Sie scheint auch ziemlich weit in Niederfranken eingedrungen zu sein. Vgl. die kleveschen Urkunden Lac. III, 1030 *ind* und *end*; 1031 *end*; 1032 *ind* und *end*; *ind* nur in 1039, 1071, Lac. IV 18, 22, 33, 39, 44, 46 usw., Mörs, Lac. III 1070 *ind* u. a. m. Im Süden, in Trier und an beiden Ufern der Mosel tritt *unde* schon im Anfang des 14. Jahrhunderts auf.

Das alte *ende,* das früher in Mittelfranken herrschte, ist nur noch sporadisch belegt. Im südlichen Teile ist keine Spur mehr vorhanden. Im nördlichen sind mir nur zwei Urkunden aus Jülich begegnet, die *ende* aufweisen — Lac. II, 506 a. d. J. 1261 mit *ende* (61), *inde* (6) und Lac. Archiv I, S. 392 a. d. J. 1331, *ende* (23). Jülicher Urkunden zwischen 1261 und 1331 zu entdecken, ist mir nicht geglückt. (Lac. III, 247 a. d. J. 1330 wurde zu Düren ausgestellt.) Wir können also nur sagen, daß *ende* bis etwa 1350 in Jülich üblich war, daß aber daneben auch *inde* bestand, bis ersteres schließlich verdrängt wurde. Es sind ja Urkunden vorhanden, die *ende* neben sonstigem mittelfränkischen Lautstand haben, aber es kommen fast immer Einzelheiten vor, die Verdacht gegen mfr. Ursprung des *ende* erregen. Um nur ein Beispiel zu geben: Höfer, Urkundenbuch S. 334, ein Vergleich zwischen dem Konvent zu Kamp östlich von Geldern und dem Kapitel zu Köln wegen des Zehnten zu Leyden. Wäre diese Urkunde in Kamp abgefaßt, würden wir den niederfränkischen Dialekt erwarten, worin auch

die Form *ende* regelrecht wäre. Diese Urkunde zeigt aber die mittelfränkische Verschiebung des *t* zu *z* außer in *dat, it*; des *p* zu *f* außer in *up*, also anscheinend nichts, was gegen mfr. Ursprung spräche. Aber Seite 335, Zeile 8 kommt einmal *geheten* vor für sonstiges *geheyssen*, was unmöglich aus Mittelfranken stammen könnte; zieht man ferner die Eigennamen wie *Noytboym* (Nußbaum), *Breydestraten* neben *Santstraese* in Betracht, so ergibt sich, daß dieser Urkunde wahrscheinlich ein nfr. Konzept zu Grunde lag, welches dann von einem Mittelfranken in seinen Dialekt umgearbeitet wurde. Ob er das nfr. *ende* beibehielt oder ob ihm die Form in Mittelfranken geläufig war, muß natürlich dahingestellt bleiben, aber ersteres ist immerhin möglich.

Nach Jülich möchte ich auf grund der Ähnlichkeit des Dialekts mit der ebenerwähnten Jülicher Urkunde, Lac. II 506, die Bruchstücke B (Benecke, Beitr. I, S. 611 ff.; Hs. a. d. ersten Hälfte des 14. Jhdts.), m (Münster, Z. f. d. Alt. 50, S. 285; Hs. a. d. ersten Hälfte des 14. Jhdts.) und K (Kalff, Tijdschrift voor nederl. Taal- en Letterkunde, Bd. 4, S. 196 ff.; Hs. a. d. Ende des 14. Jhdts.) des Karlmeinet setzen. Daß der Dialekt aller dieser Bruchstücke derselbe ist, d. h. mittelfr. (Heinzels Dialekt IV), beweist Verschiebung des *t* zu *z* außer in *dat, wat, it, allet*; des *p* zu *f* außer nach Liquiden wie *dorp, helpit* und in *up*; die Präposition *bit* für *mit*; *ende* in m und K; *ende* (15), *inde* (6) in B. Die Hs. M (Meusebachs Hs. hrsg. v. Lachmann, Kleinere Schriften, S. 532 ff.) weicht in ihrem Dialekt etwas von den anderen ab; sie ist zwar in Mittelfranken geschrieben, aber kleine Abweichungen wie *inde* und *mit* (eine Ausnahme Z. 409) für *ende* und *bit* weisen sie in eine andere Gegend. Noch mehr abweichend ist die Darmstädter Hs. A (hrsg. v. Keller, Stuttg. Liter. Verein, Bd. 45). Ihre Sprache weist sie in den nördlichsten Teil Mittelfrankens, dicht an der nfr. Grenze, wie auch die Reime deutlich zeigen: S. 19, Z. 33, 34 *gegroit* : *spuet*; S. 69, Z. 26, 27 *begurt* : *kurt*; S. 88, Z. 56, 57 *slaeffen* (für *slapen*) : *wapen*. Oder sind dies Reste einer niederländischen Vorlage, wie Jac. Grimm, Gött. Gelehrte Anzeigen 1831, S. 807 (Kl. Schr. 5, 117) vermutete?

Die Grenze zwischen Mittel- und Niederfranken versuchten wir oben nach Lokalurkunden der Gegend zu ziehen. Im Süden Mittelfrankens gegen das Südrheinfränkische ist das Urkundenmaterial der ersten Zeit (ca. 1250 – 1300) zwar etwas häufiger, aber das frühe Auftreten des *unde* macht es für unseren Zweck unbrauchbar. Folgende Urkunden aus diesem Gebiet haben noch *ind(e)*.

Trier: (Höfer, Urkundenbuch, S. 2) – 1248 – *inde*; (Höfer, S. 167) – 1323 – *und, ind(e)* 2mal; Reil (Höfer, S. 154) – 1322 – *inde*; Kuttenheim bei Virneburg (Höfer, S. 213) – 1327 – *inde*; Alf (Höfer, S. 251) – 1331 – *inde*; Kruft (Höfer, S. 256) – 1332 – *inde, unde* (1).

Bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts also war *inde* in Trier und auf dem linken Moselufer üblich. Aber lange bevor Balduin Erzbischof von Trier wurde und viele südrheinfränkische Eigentümlichkeiten aus der Mainzer Kanzleisprache, unter anderen die Form *daz*, in die Trierische brachte, war *unde* hier schon allein üblich. Dieser südlichere Teil Mittelfrankens, den Heinzel (Nfr. Geschäftssprache, S. 338) als Dialekt V bezeichnet, unterscheidet sich von dem nördlicheren durch überwiegendes *f* nach Liquiden (wie *dorf, helfen*) und durch ausnahmsloses *f* nach Vokalen (*uf* usw.). Verhältnismäßig wenige Urkunden bieten *uf* und *inde* nebeneinander. Wo man durchgängiges *unde* in mittelfränkischen Urkunden findet, steht ihm gewöhnlich auch *uf* zur Seite.

Die Hauptstationen des Nordmittelfränkischen sind Köln, Jülich und Berg-Ravensberg. Mit sehr wenigen Ausnahmen zeigen die von diesen ausgestellten Urkunden die Form *ind(e)*.

Köln: Lac. II 434, 435, 515, 517, 534, 542, Lac. III 22, 278, 280, 310, 382, 420, 421, 422, 426, 489, 494, 496, 508, 516, 602, 609, 646, 657, 668, 670, 720, 730, 748, 752, 762, 768, 769, 799, 865, 885, 914, 937, 965, 968, 974, 988, 1011 usw. Höfer, S. 4, 12, 15, 23, 67, 181, 237 usw.

Jülich: Lac. II 506 (siehe oben), Lac. III 247 (?), 450 (?), 464, 478, 554, 567, 570, 621, 627, 673, 676.

Berg-Ravensberg: Lac. III 363, 486, 582, 629, 634, 644, 647, 681, 684, 708, 715, 754, 757, 758, 777, 872, 878, 880, 919, 921, 933, 940, 960, 979, 980, 1001, 1009, 1053 usw.

Kleinere Ortschaften wie Prüm, Lac. III 680; Isenburg, Lac. III 316, 335 (Vallendar), 339, 522, 628; Rennenberg bei Wied, Höfer, S. 97; Hammerstein bei Linz, Höfer, S. 59 (aber S. 224 und 326 haben *und*); Drachenfels, Lac. III 573; Schocke, Höfer, S. 314; Sinzig, Höfer, S. 202, 203.

Urkunden, die von kleinen Ortschaften ausgestellt sind, sind natürlich nicht häufig, da ihre Angelegenheiten meistens von den großen Kanzleien besorgt und somit in deren Dialekt aufgezeichnet wurden. So z. B. haben wir eine Menge Urkunden, die Heinzel unter die Rubrik „Verkehr mit Köln, Jülich und Berg-Ravensberg“ bringt (Nfr.

Geschäftssprache, S. 292 ff.). Die meisten von diesen gebrauchen selbstverständlich die Form *ind(e)*.

Literarische Denkmäler:

1) Herzog Ernst in der niederrheinischen Bearbeitung, nach Bartsch[1]) zwischen 1170 u. 1180 verfaßt. Der Dialekt ist der des südlichen Mittelfrankens (Heinzel V, S. 339). Vgl. *dat, it, dit, allit, bit = mit*, neben Verschiebung des *p* nach Vokalen und Liquiden (S. 4, Zeile 34 *uf*, S. 7, Z. 64 *uffe*, S. 6, Z. 24 *helfe*). Diese Übersetzung aus dem Lateinischen wird demnach in die Gegend von Trier zu setzen sein. Konjunktion *ind, inde*.

2) Albanus[2]), eine Heiligenlegende aus den 80er Jahren des 12. Jahrhunderts, wird von Heinzel mit Recht unter Dialekt V gestellt. Vgl. die Formen *uf, bischof* usw. Kraus, S. 210, macht darauf aufmerksam, daß die *rd*-Verbindungen wie *orde, harde, worde* usw. unverschoben bleiben, was nur nördlich der Linie Andernach, Mayen, Trier der Fall war. Er weist also das Gedicht in den nördlichen Teil Moselfrankens. Konjunktion *inde, in*.

3) Die Marienlieder[3]), gleichfalls aus dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts, sind im Kölner Dialekt verfaßt (Heinzel, Dialekt IV, S. 286). Vgl. das unverschobene *p* in *up, hilp, helpen, harpen, kamp, scharpen*. Konjunktion *inde, in*.

4) Die Heimat der Gedichte des Wilden Mannes[4]) werden wir mit Köhn (S. XVII) in dem Grenzgebiete des nördl. Mittelfrankens gegen Niederfranken zu suchen haben; nur diese Annahme erklärt wohl das merkwürdige mundartliche Gemisch (Köhn, S. X ff.). Das ursprüngliche *inde* ist nur noch viermal bewahrt (Veronica, Zeile 11, 120, 601; Christliche Lehre, Z. 165), sonst überall durch das vom rheinfränk. Schreiber herrührende *und, unde, undi* ersetzt. Die Abfassungszeit geht nach Köhn in die 70er Jahre des 12. Jhdts. zurück.

5) Die Handschrift A und das Meusebachische Fragment M des Karlmeinet stammen, wie ob. S. 47 gezeigt wurde, beide aus Nordmittelfranken und weisen demnach die Form *ind(e)* auf. Hs. A ist eine späte Überlieferung aus dem 14. Jahrhundert. Hs. M ist vielleicht

---

[1]) Herzog Ernst, hrsg. v. K. Bartsch, Wien 1869, Text, S. 3 ff.

[2]) Albanus, hrsg. v. Kraus, Deutsche Gedichte des 12. Jhdts., S. 41 ff.

[3]) Z. f. d. Alt. X, S. 1 ff., hrsg. v. W. Grimm.

[4]) Hrsg. v. Karl Köhn in den Schriften zur Germ. Philologie, 6. Heft (Berlin 1891).

unsere älteste Quelle in niederrheinischer Mundart; sie stammt nach Bömer aus dem 13. Jahrhundert.

6) Zwei Gespräche zwischen Seele und Leib[1]). Das erste Gespräch allein zeigt die Form *ind* (4) neben gewöhnlichem *und*. Daß es aus Mittelfranken stammt, beweisen vor allem die Formen *up, dat, dit, wat, it, allit* (Heinzel IV). Das zweite Gespräch zeigt, obgleich es rheinfränkischen Lautstand hat, noch einige Spuren der mittelfränkischen Vorlage. Vgl. Germania 3, S. 398. Das Original des ersten Gesprächs wird wohl erheblich älter gewesen sein als diese Abschrift aus dem Jahre 1421.

7) Die Kölner Klosterpredigten des 13. Jahrhunderts, hrsg. von Philipp Strauch, Ndd. Jahrbuch XXXVII S. 21 ff. zeigen nur die Form *inde*.

8) Ein sehr interessantes Denkmal, das allerdings streng genommen nicht in unseren Zeitraum gehört (es ist wahrscheinlich nach 1524 abgefaßt), ist das Liederbuch der Anna von Köln, hrsg. von Bolte in der Z. f. d. Phil. 21, S. 129 ff. Von den 17 Liedern, die von Bolte mitgeteilt sind, haben 15 die Form *ind* (V und XVII haben *und*). Der Dialekt ist mittelfränkisch. Viele von diesen Liedern gehen auf ältere Vorlagen zurück.

Und.

Wir kommen jetzt zu der letzten Stufe der Entwickelung des *andi*. Daß ein alter Ablaut (*a, e, i, u*) anzunehmen sei, ist von vornherein durch das Zeitverhältnis, in welchem die verschiedenen Formen erscheinen, ausgeschlossen. Nie findet sich ein *unde* in der ältesten Überlieferung. Vor dem 10. Jahrhundert ist mir kein einziger Beleg für *unde* bekannt. Das Gebiet der Entstehung des *unde* ist außerdem beschränkt. In Niederfranken hat sich selbstverständlich kein *unde* aus dem erstarrten *ende* entwickeln können. In Mittelfranken war die Möglichkeit da, aber wie wir gesehen haben, ist hier das *unde* neben *inde* wahrscheinlicher als Eindringling aus dem südlich nnd westlich gelegenen Rheinfranken zu erklären. Es mag wohl eine gewisse Anlage zu einer selbständigen Entwickelung im Mfr. mitgewirkt haben. Es bleiben also noch übrig das Ostfränkische, Alemannische (einschließlich des Südrhfr.) und Bayrische. In einem dieser Gebiete muß *unde* zuerst ins Leben getreten sein. Welchem von ihnen aber die Priorität zukommt, läßt sich nicht fest-

---

[1]) Hrsg. v. Max Rieger, Germania 3, 396 ff.

stellen. Denkmäler wie die Würzburger Beichte, die *ente* (*enti*) 17 mal neben *unte* (*unti*) 3 mal zeigt und die Würzburger Markbeschreibung können nichts für das Alter des *unde* (*unte*) beweisen. Letztere ist, wie Braune bemerkt, erst nach 995, wenn auch nach einer älteren Vorlage, eingetragen; dazu stimmt der Lautstand. Die Handschrift der Beichte gehört nach Eckhart und Maßmann (vgl. MS Denkmäler LXXVI) dem 9. Jahrhundert an, jedoch darf man diese Datierung bezweifeln. Die Sprache ist offenbar viel jünger[1]). Vor Anfang des 10. Jahrhunderts scheint mir die Niederschrift schwerlich gemacht worden zu sein.

Aus dem Mittelniederdeutschen ist mir nur die Form *unde* bekannt, die sehr wahrscheinlich infolge der engen Beziehung mit dem Süden, hauptsächlich mit Mainz (vgl. Z. f. d. Alt. 40, 132, 185 ff.) aus diesem eingedrungen ist. Ob in ältester Zeit die Form *endi* oder *and(e)* gegolten hat, läßt sich nicht mit Sicherheit ermitteln. Aber eine gewisse Wahrscheinlichkeit für letzteres ist doch nicht zu verkennen. Wir wissen ja, daß das Ostfriesische nur die Form *and(e)* gekannt hat. Ferner lassen die Belege für *and(e)* im Taufgelöbnis und Freckenhorster Heberegister und in der Formel „siniu gelp *anda* sinen willon“ aus einem lateinischen Brief des Erzbischofs von Köln an den Kaiser Karl (Z. f. d. Alt. 40 S. 187) und in Urkunden aus dem 13. und 14. Jahrhundert (vgl. oben S. 40) eher auf ein *and(e)* als *endi* für dieses Gebiet schließen. Wäre die Form *endi* hier einst üblich gewesen, würden wir doch wenigstens noch hie und da auf eine solche stoßen. Aber dies ist keineswegs der Fall. Der Übersetzer des flämischen Seebuchs hat das *ende* seiner Vorlage gänzlich ausgemerzt, manchmal gar verständnislos, offenbar unter dem Eindruck, es entspreche einem flämischen *ende* stets ein niederdeutsches *unde*. Vgl. Koppmann, „Das Seebuch“, Niederdeutsche Denkmäler Bd. I S. XII (*unde* für das Nomen *Ende: oest unde* für *Oestende: den nort unde* für *ten nortende*).

Im südlichen Westfalen kam das *unde*, wie wir oben gesehen haben, sehr früh zur Herrschaft. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß das Volk diese neue fremde Form gleich aufnahm. Die Kanzleien hatten sich infolge des Verkehrs mit Oberdeutschland schon lange hochdeutscher Formen bedient (worin man gewöhnlich Ansätze zu einer Schriftsprache sieht; vgl. Tümpel, Niederdeutsche Studien S. 5), ehe diese im niederen Volke gebräuchlich wurden; das zeigt deutlich die oben

---

[1]) Kögel, a. a. O. S. 537.

erwähnte Lokalurkunde aus Götterwick, wo die alte Form noch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts üblich war, aber in den städtischen Urkunden und in denen des hohen Adels kaum mehr zu finden ist.

Das inlautende *t* in *unte*, das sich uns in den ältesten Denkmälern vielfach als Unterscheidungsmerkmal zwischen Ober-, Mittel- und Niederdeutschland bewährte, ist noch großenteils erhalten. Z. B. Bayrisch-Österreichisch:

1) Wiener Hundesegen	10. Jhd.		unta (2)
2) Bayrische Beichte	10.–11.	„	unti, unte (1)
3) Otlohs Gebet	11.	„	unta (37), unte (1)
4) Ezzos Gesang (Vorauer Hs.)	11.	„	unte, unt
5) Klosterneuburger Gebet	11.	„	unta
6) Geistliche Ratschläge	11.	„	unta (2), unda (1)
7) Merigarto	11.–12.	„	unte, unt (2)
8) Laudate Dominium	11.–12.	„	unte, unt
9) Wessobrunner Predigt	12. (?)	„	unte (9), unde (7)
10) Heinrich von Melk	12.	„	unt
11) Benediktiner Glaube u. Beichte	12.	„	unte (21), unde (1)
12) Predigt	12. (?)	„	unte
13) Wessobrunner Glaube u. Beichte	12.	„	unte
Alemannisch:			
1) Christus und die Samariterin	10.	„	unte
2) Sangaller Glaube u. Beichte II	11.–12.	„	unt, unte (6)
3) Aleman. Glaube u. Beichte	12.	„	unt
Ostfränkisch:			
1) Würzburger Markbeschreibung	10.	„	unte (2)
2) Würzburger Beichte	10.	„	unti (1), unte (1)
3) Williram Hs. B.	11.	„	unte.

So sehr hat sich diese Eigentümlichkeit festgesetzt, daß ein *unde* vor dem 11. Jhd. in Oberdeutschland fast eine Ausnahme ist. Erst im Laufe der Zeit ist eine Schwächung des *nt* zu *nd* eingetreten. In den klassischen Dichtungen Walthers von der Vogelweide, Wolframs und im Nibelungenlied wird *und(e)* schon überwiegend gebraucht, wenn auch nicht selten ein *unt* daneben begegnet. Dieses *unt* braucht aber nicht als alt angesehen zu werden; nach Verlust des auslautenden *e* in *unde* wurde das auslautende *d* zu *t*. Vgl. die heutige Aussprache des *und* = *unt*.


Angelsächsisch
and
(end)
Nord See
Frankreich
Friesisch
Zuider See
Issel
ande
and
anda
ande
Münster
Sächsisch
Niederfränkisch
endi
Maas
Düsseldorf
Cöln
Aachen
endi
Rhein
Mittel-
endi
indi
inde
unde
Rhein-
Trier
Mosel
-Fränkisch
inti
Süd-
Elsässisch
endi
enti
indi
inti
Alemannisch
enti
inti
unde
indi
Bodensee
S. Gallen
Weser
Elbe
Thüringisch
Saale
Fulda
Ostfränkisch
Main
enti
ente
inti
unte
Colonisiertes Gebiet
Czechisch
Donau
Freising
München
Lech
Mondsee
Bairisch
anti
unta
unti
enti
unte

In dieser kurzen Darstellung habe ich versucht, die Entwicklung unserer heutigen Konjunktion *und* von dem ersten Auftreten als *anti* bezw. *andi* durch die Entwicklungsstufen *enti, inti, inte, unte, unde* zu verfolgen. Die Sache war nicht immer einfach. Die verschiedenen Ansichten über den Dialekt eines Denkmals haben vielfach die Arbeit erschwert. Ich war manchmal nach ziemlich eingehender Untersuchung gar nicht sicher, ob ich nicht das Gegenteil mit ebensolcher Entschiedenheit hätte behaupten können. Aber das Endergebnis wird wohl dadurch nicht erheblich beeinträchtigt sein, wenngleich genauere Kenntnis des Ursprungs und der Abschriften des betreffenden Denkmals das Resultat bekräftigt hätte.

Verzeichnis der Quellen.

Anzeiger für deutsches Altertum, hrsg. von Roethe und Schroeder, Berlin 1876 ff.

v. Bahder, König Rother, Halle 1884 ff.

Bartsch, Herzog Ernst, Wien 1869.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, hrsg. von Paul und Braune, Halle 1874.

Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen, hrsg. von Ad. Bezzenberger und W. Prellwitz, Göttingen 1877—1906.

G. F. Benecke, Beyträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Litteratur, 2 Teile, Göttingen 1810, 1832.

H. Beyer, Urkundenbuch zur Geschichte der mittelrheinischen Territorien, 1860.

A. Borgeld, De oudoost nederfrankische psalmen, Groningen 1899.

Bosworth-Toller, An Anglo-Saxon Dictionary, Oxford 1898.

Braune, Althochdeutsche Grammatik, 4. Aufl., Halle 1911.

—, Althochdeutsches Lesebuch, 7. Aufl., Halle 1911.

Brugmann, Kurze vergl. Grammatik der indogerm. Sprachen, Straßburg 1904.

Chadwick, Studies in Old English. Transactions of the Cambridge Philological Society. Vol. IV, Part 2. London 1899.

Cleasby-Vigfussen, An Icelandic-English Dictionary, Oxford 1874.

Cosijn, De oudnederlandsche psalmen, Haarlem 1873.

Eltester und Goerz, Urkundenbuch zur Geschichte der jetzt die preuß. Regierungsbezirke Coblenz und Trier bild. mittelrh. Territorien, Coblenz 1874.

H. Entholt, Die Sprache der Leidener Williram-Handschrift. Straßb. Dissertation, Berlin 1897.

Erdmann, Otfrids Evangelienbuch, Halle 1882.

Fick, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen, 4. Aufl. Göttingen 1891.

Franck, Altfränkische Grammatik, Göttingen 1909.

Germania, Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde, hrsg. von F. Pfeiffer, Stuttgart 1856–1892.

Graff, Althochdeutscher Sprachschatz, 6 Bde. Berlin 1834–1842.

–, Diutiska, 3 Bde., Stuttgart und Tübingen 1826–1829.

Grein-Wülker, Bibliothek der angelsächsischen Poesie, Leipzig 1881–1898.

J. Grimm, Kleinere Schriften, 8 Bde., Berlin 1870–1890.

–, Weisthümer, 7 Tle., 1840—1878.

Hattemer, Denkmale des Mittelalters, 3 Bde., St. Gallen 1844–1849.

Heinzel, Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache, Paderborn 1874.

van Helten, Altostfriesische Grammatik, Leeuwarden 1890.

G. A. Hench, The Monsee Fragments, Straßburg 1891.

–, Der althochdeutsche Isidor (QF 72), Straßburg 1893.

R. Henning, Die St. Gallischen Sprachdenkmäler (QF 3), Straßburg 1874.

Heyne, Kleinere altniederdeutsche Denkmäler, Paderborn 1877.

–, Heliand, Paderborn 1866.

A. Hilgard, Urkundenbuch zur Geschichte der Stadt Speyer, 1885.

L. Höfer, Auswahl der ältesten Urkunden deutscher Sprache, Hamburg 1835.

H. Hoffmann, Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur, 2 Teile, Breslau 1830–1837.

Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 7. Aufl., Straßburg 1910.

Kögel, Geschichte der deutschen Literatur, 2 Bde., Straßburg 1894, 1897.

K. Köhn, Geschichte des Wilden Mannes. Schriften zur germ. Phil. Bd. 6, Berlin 1891.

R. Kötzschke, Werdener Urbare, Bonn 1896.

v. Kraus, Deutsche Gedichte des 12. Jahrhunderts, Halle 1894.

Lachmann, Kleinere Schriften, hrsg. von K. Müllenhoff, Berlin 1876.

Lacomblet, Archiv für die Geschichte des Niederrheins, 7 Bde., Düsseldorf und Cöln 1832–1870.

–, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins, 4 Bde., Düsseldorf 1840–1857.

A. Lasch, Mittelniederdeutsche Grammatik, Halle 1914.

Modern Language Notes, Baltimore 1884 ff. (New Series 1893 ff.).

Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa, Berlin 1864, 1873, 1892.

Napier, The Franks Casket — An English Miscellany presented to Dr. Furnivall, Oxford 1901.

Niederdeutsches Jahrbuch, hrsg. vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung, Norden und Leipzig 1874 ff.

J. Niesert, Beiträge zu einem münsterischen Urkundenbuche, Münster 1823.

R. E. Ottmann, Grammatische Darstellung der Sprache des ahd. Glossars Rb, Berlin 1886.

Ponger, Das Hildebrandslied, Marb. Dissertation 1913.

Prellwitz, Etymologisches Wörterbuch der griechischen Sprache, 2. Aufl., Göttingen 1905.

Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker, Straßburg 1874 ff.
v. Richthofen, Altfriesisches Wörterbuch, Göttingen 1840.
Saran, Deutsche Verslehre, München 1907.
Schatz, Altbairische Grammatik, Göttingen 1907.
Scheel, Beiträge zur Geschichte der nhd. Gemeinsprache in Köln, Marburg 1892
Seibertz, Urkundenbuch des Herzogtums Westfalen, Arnsberg 1839–1875.
Siebs, Westfriesische Studien. Abhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften, Berlin 1895.
Sievers, Tatian, 2. Ausgabe, Paderborn 1892.
–, Heliand, Halle 1878.
Skeat, English Dialects, Cambridge 1912.
Steinmeyer und Sievers, Die althochdeutschen Glossen, 4 Bde., Berlin 1879–1898.
Streitberg, Gotisches Elementarbuch, 3. Aufl., Heidelberg 1910.
Sweet, Anglo-Saxon Glosses, Early English Text Society, Bd. 83.
M. Thomas, Lautstand der Leidener Williram-Hs., Zürich 1897.
Tijdschrift voor nederlandsche Taal- en Letterkunde, Leiden 1881 ff.
Tümpel, Niederdeutsche Studien, Bielefeld und Leipzig 1898.
Wadstein, Kleinere altsächsische Sprachdenkmäler, Norden und Leipzig 1899.
Walde, Lateinisches etymologisches Wörterbuch, 2. Aufl., Heidelberg 1910.
Weller, Die Sprache in den ältesten deutschen Urkunden des deutschen Ordens, Breslau 1911.
L. Wüllner, Das Hrabanische Glossar und die ältesten bairischen Sprachdenkmäler, Berlin 1882.
Zeitschrift für deutsches Altertum, hrsg. von M. Haupt, Leipzig 1841 ff.
Zeitschrift für deutsche Philologie, hrsg. von E. Höpfner und J. Zacher, Halle 1869 ff.
Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogerm. Sprachen, hrsg. von A. Kuhn, E. Kuhn, J. Schmidt und W. Schulze, Berlin und Gütersloh 1852 ff.
–, Dasselbe, Neue Folge, hrsg. von A. Bezzenberger, E. Kuhn und W. Schulze, Göttingen 1907 ff.

---

4. Nature in Middle High German Lyrics. By **Bayard Quincy Morgan**, Ph. D., University of Wisconsin, Madison.
Geh. 7 ℳ; Leinwdbd. 7,80 ℳ.

„An allgemeinen Untersuchungen über die Entwicklung des Naturgefühls in Literatur und Kunst, insbesondere auch für die Zeit des Altertums und des Mittelalters fehlt es nicht, dagegen mangelt es bis jetzt vollständig an statistischer Durchforschung genau abgegrenzter Gebiete. Für die mittelalterliche deutsche Lyrik will die vorliegende Untersuchung diesen Mangel beseitigen. In der Einleitung wird, nebst einer Erörterung der Frage nach dem Natursinn der Deutschen im Mittelalter eine Reihe von Übersetzungen verschiedener Gedichte geboten. Die übrigen Kapitel behandeln die einzelnen Erscheinungen, wie sie in der Lyrik vorkommen, und ein Schlußkapitel stellt die bildlichen Ausdrücke zusammen."
Germanisch-Romanische Monatsschrift V, 8/9.

5. Mixed Preterites in German. By **O. P. Rein**, Ph. D., Assistant Professor in the University of North Carolina.
Geh. 4,60 ℳ; Leinwdbd. 5,40 ℳ.

„Gegenstand dieser Untersuchung sind die auf -e ausgehenden Formen der 1. 3. Sing. Prät. Ind. ablautender Verba, also Gebilde wie sahe, wurde. Der Verfasser verfolgt ihr Vorkommen von ihrem ersten Auftreten bis ins 19. Jahrhundert, gibt eine Übersicht über die Lehren der älteren Grammatiker, dann einen kritischen Überblick über die modernen Erklärungsversuche und entwirft schließlich einen Abriß der Geschichte der e-Formen, die in den ersten Jahrhunderten des Neuhochdeutschen ihre größte Blüte erleben, im 18. Jahrhundert rapid zurückgehen und endlich auf den Überrest wurde beschränkt werden . . . Der Verfasser hat das Verdienst, das Problem eingehender, als bisher geschehen, behandelt und einiges neue Material herbeigeschafft zu haben . . ." Deutsche Literaturzeitung 1915, 14.

6. Der Teufel in den deutschen geistlichen Spielen des Mittelalters und der Reformationszeit. Ein Beitrag zur Literatur-, Kultur- und Kirchengeschichte Deutschlands von Dr. phil. **Maximilian Josef Rudwin** (Purdue-Universität). Geh. 5 ℳ; Leinwdbd. 5,80 ℳ.

„Die vorliegende Studie ist eine mühevolle, fleißige, philologisch durchgearbeitete Stoffsammlung auf Grund des vorhandenen reichen Quellenmaterials und der Spezialliteratur. Das Verzeichnis der in abgekürzter Form angeführten Bücher füllt neun, das der in abgekürzter Form angeführten Spiele fünf Druckseiten. Trotz der Beschränkung auf die mittelalterlichen Spiele werden doch mit Bedacht die Tiroler und Luzerner Dramen des 16. Jahrhunderts berücksichtigt. Als einen wichtigen, allgemein interessanten Gesichtspunkt seiner Arbeit hebt der Verfasser hervor: die in den dramatisierten Teufelsvorstellungen des Mittelalters bekundete Verschmelzung des germanischen Volksglaubens an Kobolde, Unholdinnen, Elfen, Zwerge usf. mit den biblischen Vorstellungen vom Teufel und den mönchischen und kirchlichen Phantasien über ihn gewähren ein bedeutsames kulturgeschichtliches Spiegelbild des deutschen Volkes in jener Zeit. Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich."
Albrecht, Naumburg a. S., im Theolog. Literaturbericht 1915, 12.

7. The Attitude of Gustav Freytag and Julian Schmidt toward English Literature (1848—1862). By **Lawrence Marsden Price**, Ph. D., Instructor in German in the University of Missouri. Geh. 3,60 ℳ; Leinwdbd. 4,40 ℳ.

„Wir verdanken den jungen amerikanischen Universitäten schon eine stattliche Reihe willkommener Arbeiten über die verschiedensten Gebiete der deutsch-englischen literarischen Beziehungen, und dieses vorliegende neue Buch darf ohne Bedenken den besten darunter zugerechnet werden. Der Verfasser hat zwar davon abgesehen, sich selbst und sein Urteil in den Vordergrund zu stellen. Er will nur „der Heraus-

Bitte wenden.

geber, nicht der Kritiker" Julian Schmidts sein; aber gerade durch diese weise Beschränkung gelingt es ihm, ein mit Fleiß und Geschick entworfenes Bild von Schmidts und Freytags Beziehungen zur jüngeren englischen Literatur zu zeichnen ... Das Nähere sollte man in dem Buche selber nachlesen, da in dieser kurzen Besprechung selbst wesentliches unerwähnt bleiben mußte. Wer sich mit der Geschichte der Urteilsbildung über englische Dinge, oder mit der Geschichte der deutschen Literatur in jenem Zeitraum befaßt, darf diese Arbeit nicht vernachlässigen. Wir sind dem Verfasser zu Dank verpflichtet, daß er Ordnung in die etwas weitschweifigen literarischen Ergüsse der fünfziger Jahre gebracht hat . . ."

Heinrich Mutschmann, Frankfurt a. M., in der Anglia, Beiblatt, 26. Bd., Nr. 12.

8. Zur Geschichte der westgermanischen Konjunktion *Und*. Von **Edward H. Sehrt,** Instructor in Delaware College. Mit einer Karte.
Geh. 2 M; Leinwdbd. 2,80 M.

9. The Theory of Life of Heinrich von Kleist. By **John Carl Blankenagel,** Ph. D., Assistant Professor of German, Goucher College, Baltimore. (Im Druck).
Geh. etwa 3,50 M; Leinwdbd. etwa 4,30 M.

Hesperia Ergänzungsreihe:

Schriften zur englischen Philologie.

Unter Mitwirkung von **Hermann Collitz** herausgeg. von **James W. Bright.**
Professoren an der Johns Hopkins University in Baltimore.

In mehr als einer Hinsicht erschien es zweckmäßig, diejenigen Monographien der Hesperia, die sich vorwiegend auf die englische Sprache und Literatur beziehen, zu einer besonderen Abteilung zusammenzufassen. Bildet doch das Studium des Englischen, wenn auch in gewissem Sinne nur ein Teil der germanischen Philologie, doch zugleich ein Arbeitsgebiet für sich, das sowohl an der Universität wie an der Schule als selbständiges Fach der deutschen Philologie zur Seite steht. Demgemäß werden Schriften, die in das Gebiet der englischen Philologie fallen, als Ergänzungsreihe zur Hesperia erscheinen.

1. Heft: Some Parallel Formations in English. By **Francis A. Wood,** Assoc. Professor of Germanic Philology, University of Chicago. 2,40 M; Leinwdbd. 3 M.

2. Heft: Historia Meriadoci and De Ortu Waluuanii. Two Arthurian Romances of the XIIIth Century in Latin Prose edited by **J. Douglas Bruce,** Professor of the English Language and Literature in the University of Tenessee. Second Edition. Texts revised and corrected. Introduction re-written and enlarged.
Geh. 3 M; Leinwdbd. 3,80 M.

3. Heft: The Dramas of Lord Byron. A Critical Study by **Samuel C. Chew,** Jr., Ph. D., Associate in English Literature in Bryn Mawr College; sometime Fellow of the Johns Hopkins University.
Geh. 6 M; Leinwdbd. 6,80 M.

4. Heft: Stonyhurst Pageants. A new cycle of Old Testament Religious Plays, written about 1610. **Discovered** and published by Professor **Carleton Brown,** (of Bryn Mawr College). Im Druck. Geh. etwa 10 M; Leinwdbd. etwa 11 M.




UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 119941968